Neue Erzählungen

von

Fr. Lubojatzky.

Sechster Band.

Die Schweden in Pirna. — Eheleid.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1856.

Die

Schweden in Pirna.

Historische Erzählung.

Die Fastenzeit des Jahres 1639 war im weitesten Sinne des Wortes für einen ansehnlichen Theil des Churstaates Sachsen eine Zeit der Furcht und Angst, denn die Schweden unter dem Befehl des Generals Banner, dessen Name in der Geschichte des 30jährigen Krieges mit auf der Liste derjenigen Kriegsführer steht, welche Fluch und Verderben überall, wo sie mit ihren Kriegsvölkern erschienen, hinbrachten, hauſ'ten übel in dem Lande, und wenn je der Teufel würdiger Vorläufer sich erfreuen konnte, welchen kein Gräuel und Verbrechen zu groß und abscheulich dünkte, gegen die wehrlosen Bürger der Orte, die sie überfielen, auszuüben, so waren es diese schwedischen Krieger, welche, nach dem Tode Gustav Adolph's (1632) zu Würgengeln geworden, den sächsischen Churstaaten die eben so traurige als feile Politik der Räthe des Churfürsten Johann Georg I. vergalten, die den An-

1 *

schluß an Oesterreich dem festen Verbande mit den Protestanten Deutschlands vorgezogen hatten.

Oesterreichs Gold wirkte zauberhaft am Dresdner Hofe, die churfürstlichen Räthe wußten die schwachen Seiten ihres Herrn zu benützen und diese Politik ihm als die einzig rettende vorzustellen. Was kümmerten sie sich um den Beifall des Volkes? was um dessen Wehgeschrei, als es unter der schwedischen Rachefurie blutete und verarmte? Sie trugen den klingenden Lohn der treuen Hinneigung zu den Feinden des Protestantismus in der Tasche, sie fühlten weder des Volkes Weh, noch in ihrem Herzen Gewissensbisse.

Das herrliche Elbthal trug bereits den frischen, grünen Schimmer des Widerauflebens der Natur, der März und seine Stürme waren verrauscht, die Aprilsonne übergoldete die Höhen und tauchte ihr blendendes Antlitz in die Wellen des Elbstroms; Alles verkündete Freude; der Lenz, der liebliche Priesterjüngling, segnete das gottgeliebte Land und sein Lächeln lockte die Erstlingsblumen hervor unter dem Wehen milderer Lüfte. Doch in den Herzen der Bewohner Pirna's fand diesmal die Lenzfreude nicht den rechten Widerhall. Die Nachricht war eingelaufen, daß der Schwedengeneral Banner die verbündeten Sächsisch-Oesterreichischen unter dem Commando der Generale Martini und Hatzfeld stehenden Truppen bei Chemnitz auf's Haupt geschlagen und gegen Freiberg sich

gewendet habe, diese Stadt zu belagern. Der Ruf der schwedischen Gräuel war lange schon ein Gegenstand größter Furcht im ganzen Lande, und wahrlich, es hatte Jeder Recht, bei dem Gedanken zu zittern, daß auch seine Vaterstadt der Schauplatz derselben werden könne.

In der Wohnung des Herrn Bürgermeisters Werner hatten sich gegen die Abendstunde des 7. April obengenannten Jahres die Notabeln der Stadt Pirna, und zwar weltlichen und geistlichen Standes, versammelt, um ein ernstes Wort in der schweren Zeit zusammen zu sprechen, wie es gehalten werden solle, wenn der Schwedengeneral Banner vor die Stadt rücke. Man erwartete zu dieser Besprechung den vom Churfürsten als Commandanten der Festung Sonnenstein beorderten Obristlieutenant Herrn Sigismund von Liebenau, der aber zur bestimmten Stunde nicht erschien, weßhalb man ohne Weiteres die Berathung begann.

„Wir haben uns oft zur Freude versammelt," hob der Bürgermeister Werner an, „und Keiner von uns hätte gemeint, daß auch Stunden, wie die heutige, uns kommen könnten, wo uns die Herzen schwer voll Angst und banger Furcht sein würden, wegen der nahen Gefahr eines feindlichen Angriffs von Seiten der Schweden. Vielleicht giebt's der allmächtige Gott den argen Feinden in den Sinn, daß sie nicht daran denken, an unsere Stadt sich zu machen. Das aber wissen wir freilich nicht im Voraus,

und deßhalb ist es rathsam, daß wir Alles reiflich erwägen, was wir im Nothfalle den Feinden entgegensetzen können. Vor Allem aber laßt uns bedenken, ob wir auch in unserer guten Stadt selbst der Einigkeit unter der Bürgerschaft sicher sind, denn Einigkeit macht stark, Uneinigkeit verzehrt die Kraft und tödtet den Muth."

Diese schwere, gewichtige Frage blieb vor den Anwesenden, von denen fast Jeder überzeugt war, daß der Bürgermeister sie nicht gleich als ersten Gegenstand der Berathung aufgestellt haben würde, wenn nicht trauriger Zwiespalt hinsichtlich der Meinungen unter den Bewohnern der Stadt herrsche, eine Zeitlang unbeanwortet, dann nahm der Superintendent Dr. Reinhart das Wort und sprach:

„Gott ist mein Zeuge, wie gern ich auf Eure Frage antworten möchte: Ja, in unserer guten Stadt sind Alle Eines Sinnes, Groß und Klein, Vornehm und Gering; aber leider ist dem nicht so. Es giebt Leute unter uns, die mit der Politika unsers gnädigsten Churfürsten Durchlaucht rechten und unzufrieden und der Schweden beste Freunde sind. Und daß ich es sagen muß, liebe Herren und Freunde, diese Unzufriedenen sind gerade Diejenigen, die vom gnädigsten Herrn mit Vaterarmen in Sachsen aufgenommen wurden, als sie um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande Böhmen flüchten mußten, wollten sie nicht dem Henker zur Beute fallen oder ihren Prote-

stantismus abschwören. Sie machen sich einer großen Undankbarkeit schuldig gegen die churfürstliche Durchlaucht und gegen uns, unter denen sie bisher gewohnt haben wie Freunde bei Freunden und Brüder bei Brüdern. Wollte Gott, ich spräche eine Unwahrheit, indem ich dies hier sage, ich wollte öffentlich mein Unrecht bekennen und Denen Abbitte leisten, die ich mit meinen Worten gekränkt habe."

Aller Augen wendeten sich, nachdem der Superintendent schwieg, einem jungen Manne in Priesterrock zu, welcher sich langsam von seinem Sitze erhob und den Blick scharf und stechend auf den Superintendenten gerichtet mit klangvoller Stimme also redete:

„Ihr habt's gehört, liebe Herren, wie der hochehrwürdige Herr, mein Amtsbruder in Christo, die böhmische Gemeinde der Undankbarkeit gegen den churfürstlichen Herrn und gegen die pirnaische Bürgerschaft bezichtigt hat, und ich meine, liebe Herren, Ihr kennt mich, den Abraham Winkler, zu gut, als daß Ihr glauben könntet, ich sei feige genug, zu schweigen, wo reden eine Pflicht ist. Mein hochehrwürdiger Herr Amtsbruder spricht wahr, wenn er sagt, daß die böhmische Exulantengemeinde, so sich in dieser Stadt befindet, unzufrieden ist mit der churfürstlichen Politica. Ja, Jeder, der fünf gesunde Sinne hat, muß es sein. Schreit's nicht zum Himmel auf, daß ein protestantischer Fürst sich ver-

bindet mit dem Erbfeinde des Protestantismus und schlägt auf seine Glaubensgenossen los, als wären sie Feinde Gottes und des Lichts? Und wer hat am meisten zu fürchten bei solchem Bündnisse Sachsens mit Oesterreich? Alle Die, so um der gedrängten Religion willen aus Böhmen flüchteten; denn wenn Se. churfürstliche Durchlaucht sich's nicht gereuen ließ, über die Glaubensbrüder in der Lausitz und Schlesien auf kaiserlichen Wink herzufallen; weß sollen die böhmischen Exulanten sich getrösten? Nichts Anderen, als daß auf einen kaiserlichen Wink Se. churfürstliche Durchlaucht auch sie dem Pfaffenkaiser preisgiebt, und darum allein sehen sie in den Schweden die Retter und Helfer; denn sie sind unseres Glaubens, und gebe der allmächtige Gott ihnen überall und allerwegen Sieg, daß die Furcht den churfürstlichen Herrn zwinge, von dem unnatürlichen Bündnisse mit dem Kaiser zurückzutreten."

„Das ist ein schlimmer Wunsch!" rief der Superintendent.

„Aber jedenfalls ein besserer als jeder, den Ihr aussprechen möchtet!" entgegnete der Archidiacon Winkler auflodernd. „Gott im Himmel, ist es denn möglich, daß ein Licht der protestantischen Kirche den Wunsch, daß die Glaubensbrüder siegen möchten überall und allerwegen, einen schlimmen nennen kann! O Herr, Ihr blas't da dem Herrn Oberhofprediger Hoe von Hohenegg recht kameradschaftlich in's Horn, und es würde Euch wohl eine große Gunst bei diesem gottesfürchtigen Herrn, der so

prächtig des Luther's Licht unter den Scheffel zu stellen weiß, damit es in Wien keinen Aerger macht, eintragen, wüßte er, daß Ihr so ein getreuer Nachbeter seines Evangeliums seid."

„Lästert nur, lästert nur, Herr Confrater," sagte der Superintendent, „man ist schon aus Euren Predigten gewohnt, daß Ihr zuweilen die christliche Sanftmuth aus dem Hause werft."

„Dann folge ich nur unserm Herrn, der die Mäkler aus dem Tempel trieb," entgegnete der Archidiacon, dem die Gluth des Zornes das Antlitz überflammte. „Sollte der Herr heutigen Tages wieder wandeln auf Erden in Menschengestalt, er hätte es mit den Mäklern am churfürstlichen Hofe zu Dresden zu thun, mit Denen, die da Gold nahmen von Oesterreich und die arme protestantische Welt verhandelten. Meint Ihr, Herr Amtsbruder in Christo, die Namen dieser Mäkler verlöschen mit ihrem Tode? Nein, die Nachwelt noch gedenkt ihrer mit Verachtung. Sagt man nicht jetzt schon, der Herr Geheimrath von Sebottendorf, der die Geschäfte am Dresdener Hofe führte, sei ein heimlicher Katholik, und der Döring, des Herrn Oberhofpredigers Schwiegersohn, sonne sich in kaiserlicher Gunst? Oder weiß man nicht, wie großen Abscheu die gnädigste Frau Churfürstin und deren zweitgeborner Sohn, des Herrn Herzogs August, Administrators von Magdeburg, Gnaden gegen das österreichische Com-

plott am Dresdener Hofe hegen?*) Ach, wie ist doch die Erinnerung schwach geworden im Geiste Sr. churfürstlichen Durchlaucht! Daß Er auch die Zeit vergessen hat, wo er als 16jähriger fürstlicher Jüngling unter dem Titel eines Studenten, Hans von Nißmitz, mit drei adeligen Begleitern nebst einem Diener nach Italien reis'te, und der wüthende Haß des katholischen Volkes daselbst gegen den Ketzer ihm fast das Leben gekostet hätte, als er in Venedig vom Pöbel insultirt, zu Ferrara in einen Morast getrieben und bei Verona von einer Räuberbande überfallen wurde! Nahte sich ihm, als er auf der Rückreise in Mailand krank niederlag, ein Arzt? Nein, man ließ den Ketzer hilflos liegen, bis Aerzte aus Augsburg kamen und ihn herstellten. Und das Alles vergessen! Alles wie verbannt aus dem Gedächtnisse des churfürstlichen Herrn, daß er mit dem Feinde des Protestantismus hat einen Pakt schließen können!"

Wie sehr des Archidiaconus Rede auf Wahrheit ge-

---

*) Johann Georg's I. Gemahlin, sowie deren zweitgeborner Sohn, der Administrator Herzog August, scheinen laut ihren noch vorhandenen Briefen an den Churfürsten, die Machinationen und Intriguen des kaiserlichen Hofes und der Jesuiten am Dresdner Hofe scharf durchschaut zu haben, da sie sogar die von Oesterreich erkauften churfürstlichen Räthe und Beamten mit Namen bezeichneten und ihn, jedoch vergebens, vor ihnen warnten.

baut sei, erwies sich in den Mienen der versammelten Herren, von denen keiner den Muth hatte, das zu sagen, was er dachte. Es folgte eine Pause, die der Bürgermeister endlich mit den Worten aufhob: „Es ist nicht unseres Amtes, über die Politica zu streiten, und erinnere ich Euch, ehrwürdiger Herr, daß wir nicht darum hier zusammengekommen sind, sondern nur um uns über das zu berathen, was wir bei jetzt vorauszusehender Gefahr zu der armen Stadt Wohlfahrt thun müssen. So lasset uns dies als Freunde...“

In diesem Augenblicke trat der Schloßcommandant, Herr von Liebenau, rasch in's Zimmer und seine Gegenwart veränderte plötzlich die Physiognomieen der Versammlung. Der Bürgermeister empfing ihn und führte ihn zu dem für den bisher abwesend Gewesenen schon bereit stehenden Sessel.

„Ich meine, wir werden ein schlimmes Ostern haben, werthe Herren,“ redete der Obristlieutenant. „So eben ist mir ein Kundschafter zugeführt worden, der aus der Freiberger Gegend gekommen. Des Mannes Rede zufolge, spräche man unter der schwedischen Soldateska von der Absicht des Generals Banner, wenn Freiberg genommen wäre, längs der Elbe nach Böhmen einzubrechen. Sollte sich dies bestätigen, dann ist für hiesige Stadt die traurige Gewißheit vorhanden, daß sie als er=

ster Hauptstein des Anstoßes auf dem Wege dahin der Schweden Bekanntschaft machen wird."

„Erbarme sich Gott unser!" rief Herr Jonas Stoltze, der Kämmerer, in größter Angst. „Wie können wir uns gegen ein so mächtiges und kriegserfahrenes Feindescorps halten! das ist unmöglich. Wir haben ja nur eine Compagnie Blauröcke unter dem Hauptmann Sonnemann und unser Pirnaisches Defensioner-Fähnlein, die Beide leider nicht einmal complett sind!"

„Eure junge Bürgerschaft muß mit heran, und wenn Ihr bedenkt, daß auch meine Artilleristen nicht die Hände in die Taschen stecken werden, so dürftet Ihr schon ein wenig mehr Muth fassen, als Ihr jetzt habet," antwortete der Obristlieutenant. „Getröstet Euch deß, daß die Schweden nicht im ersten Anlaufe die Stadt nehmen werden, und daß der gnädige Herr Churfürst mir Succurs versprochen hat."

„Gebe der gnädige Gott, daß der Euch versprochene Succurs nicht säumig sei oder, durch Umstände verhindert, gar ausbleibe," sprach einer der angesehensten Herren vom Rathe, Herr Hillig.... „Die schwedische Rache würde des Kindes im Mutterleibe nicht schonen. Ach, der Himmel verzeihe es Denen, die in ihrer argen Verblendung diesen grausamen, menschenmörderischen Krieg angesponnen haben!"

„Was hilft alles Klagen und Jammern, Ihr Her-

ren!" rief der Obristlieutenant. „Ihr macht Euch und Eurer Bürgerschaft nur das Leben damit sauer. Wo sollen die jungen Bürger Muth herbekommen, wenn sie die Väter der Stadt jammern und seufzen hören? Vielleicht ist die Furcht vor schwedischem Besuch umsonst, denn Alles kommt darauf an, wie Freiberg sich hält. Es hat einen wackern Commandanten. Obrist von Schweinitz ist nicht der Mann, der so leicht zu Kreuze kriecht, und, wie ich ihn kenne, denke ich, werden die Herren Schweden nur blutige Köpfe sich holen beim Sturm auf die Freiberger Stadt. Für uns hier mag es eine sehr große Vergünstigung des Schicksals sein, daß uns der Feind nicht unverhofft über den Hals kommt, und um ihn würdig zu empfangen, lasset uns jetzt über die nöthigsten Voranstalten für diesen Fall berathen. Kann ich und meine Leute auf Euern Beistand zählen?"

„Die allgemeine Noth erheischt allgemeine Thätigkeit," antwortete der Bürgermeister, „stehet Ihr zu uns, gnädiger Herr, wir stehen zu Euch, das sage ich im Namen sämmtlicher Bürgerschaft. Ist denn die Stadt nicht Aller Heimath und Mutter? wer könnte sie verlassen in Noth und Trübsal? Keiner, Keiner, nicht der Geringste denkt so schlecht."

Der Obristlieutenant war mit diesem Ausspruche zufrieden und eröffnete ihnen, welche Vertheidigungsanstalten er vorbereitet zu sehen wünsche. Die Thürme, Mauern

und Basteien der Stadt sollten auf's Beste mit Geschütz armirt werden, um dem Feinde ein gut unterhaltenes Feuer entgegenschleudern zu können; ferner lautete der churfürstliche Befehl dahin, die 16 am Schloßberge stehenden Häuser, worunter mehrere geistliche Gebäude sich befanden, wegen allzunaher, dem Feinde günstiger und Vorschub leistender Situation, abzubrechen. Die junge Bürgermannschaft solle so gut als möglich eingeübt werden, um bei etwaigem Feindessturme fest zu stehen, und der Rath müsse die nöthige Sorge tragen, daß im Fall einer durch in die Stadt geworfene Granaten entstehenden Feuersgefahr Nichts an dem zur Löschung Nöthigen fehle. Weiteres könne nur erst dann berathen werden, wenn der Feind da sei und man aus dessen Operationen ersehe, auf welche Weise er sich der Stadt bemächtigen wolle. Das Vorläufige sei für jetzt die Hauptsache.

Als der Obristlieutenant sich wieder entfernt hatte, sprach der Bürgermeister, die Versammelten entlassend: „Liebe Herren und Freunde, es war eine schlimme Stunde, die jetzt an uns vorübergegangen; möge Gott walten, daß sie nicht die Mutter von noch viel schlimmeren gewesen sei. Lasset uns aushalten in der schweren Prüfung, wenn der Himmel solche über uns verhangen hat. Wüßte ich, daß mein Blut und Leben das zu fürchtende böse Schicksal von unserer guten Stadt abwenden könnte, der Allmächtige sei mein Zeuge, ich gäbe es heute noch hin;

stürbe ich doch dann im Bewußtsein, nicht bloß in der Zeit des Glückes, sondern auch in der des Unglücks mich bewährt zu haben als treuer Mann."

Die Herren gingen diesmal nicht freudig aus einander; denn die Herzen waren ihnen schwer geworden von banger Ahnung, galt sie doch der Heimath, ihrem Lebensglücke! Der Superintendent ergriff, als er an der Seite des Archidiacon auf der Straße hinschritt, die Hand desselben und sprach mit leiser Stimme: „Herr Amtsbruder in Christo! mein Gemüth ist betrübt und mein Herz traurig ob der Furcht, die uns jetzt ängstet. Lasset uns Beide nicht heute von einander gehen in Groll und Feindschaft, es sollte mir wehe thun, des Friedens willen. Ich habe Nichts gegen Euch, Ihr seid wacker in Eurem geistlichen Amte und meine Worte wegen der Exulanten galten Euch nicht, lieber Herr, Ihr seid ja ein Deutscher, und daß Ihr Euch aus der böhmischen Gemeinde ein Eheweib ausgewählt, kann nicht in Betracht kommen, denn der Mann ist des Weibes Herr. Laßt meine Bitte in Eurem Herzen Eingang finden, verhütet Verrätherei und Zusammenhang der Exulanten — bei denen Euer Wort Vieles gilt — mit den Schweden. Bedenkt, lieber Amtsbruder, welch groß Unglück über unsere Stadt kommen könnte durch solche Treulosigkeit. Ich hoffe, Ihr werdet mir nicht nachsagen können, ich sei unsrer böhmischen Mitbürger Feind, wißt es ja, daß ich den Florian

Szladek, welchem Vater und Mutter hier in Pirna auf der Flucht aus ihrer Heimath gestorben waren, in mein Haus genommen und ihn gehalten habe wie eines treuen Freundes werthes Vermächtniß. Das wißt Ihr und so denke ich"....

Die Weiterrede des Superintendenten wurde durch den Hinzutritt eines der Rathsherren verhindert, der denselben Weg nach seiner Wohnung zu nehmen hatte als der Herr Superintendent und daher dessen Begleiter ward, während der Archidiacon eine andere Richtung nach seinem Hause einschlagen mußte.

In des Letztern Seele schien kein Saamenkörnlein milder Versöhnung gefallen zu sein, er grollte vor sich hin, und als er sich in seiner Behausung befand, warf er sich in den Armstuhl nieder, bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und gab sich so einem langen, düstern Sinnen hin.

Als er mit sich im Klaren zu sein schien, erhob er sich, und der Gedanke, der ihn jetzt beherrschte, schwellte des feurigen Mannes Herz hoch auf, daß er in die Worte ausbrach: „Die Thoren, die das Evangelium des Lichtes mit unterdrücken helfen und in ihrer Verblendung den Feind der gereinigten Lehre mit Sammetpfötchen streicheln, während sie gegen den Glaubensbruder Eisen und Feuer wüthen lassen wollen, können nur durch Trübsal zur Erkenntniß geführt werden. Es ist Pflicht des Pro-

testanten, die falsche Politik erkaufter feiler Räthe des Churfürsten zu Nichte zu machen und das kann nur durch Unterstützung der Schweden geschehen. Banner soll es wissen, wie es hier steht. Wollte Gott, ich könnte den Schweden von allen festen Orten her so treue Nachricht geben, wie von unserer Stadt, sie wären bald die Herren des ganzen Sachsenlandes."

Und nun trat er an sein Pult und schrieb. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, die Feder allein schnarrte auf dem Papier. Plötzlich schlug der Hammer an der Hausthür in raschen, eilfertigen Schlägen an, daß diese in der weiten Hausflur widerhallten. Der Archidiacon hörte in der Stille, die gleich darauf erfolgte, wie sein Eheweib die Thür öffnete, einen Schrei des Schreckens ausstieß und dann wieder schloß. Erstaunt über diese auffällige Seltsamkeit, legte der Archidiacon die Feder bei Seite und eilte hinaus auf den Gang. Schnelle Tritte eines Mannes waren auf der Treppe hörbar, wenig Augenblicke später stürzte ihm der in voller Hast herauf Eilende wie ohnmächtig zu Füßen.

„Um Gott, wer ist dieser Mensch?" rief der Archidiacon entsetzt zurückprallend. Das von des Letzteren Ehefrau, welche nicht so schnell die Treppe herauf hatte nacheilen können, getragene Licht, milderte die große Ueberraschung des geistlichen Herrn. Der zu seinen Füßen Zusammengesunkene richtete sich langsam auf, sein

Gesicht wies sich blutbedeckt, die braunen langen Haare hingen wirr über die Stirn herein.

„Florian Szladek!“ rief der Archidiacon erschrocken.

„Ja, Florian Szladek,“ antwortete der Genannte ..... „gebet mir heute nur Schutz und Nachtherberge.... morgen verlasse ich die Stadt.“

II.

Zur selben Stunde, als die Herren des Rathes sich bei dem Bürgermeister Werner versammelt hatten, saß Jungfräulein Tugendreich, die Tochter des Herrn Superintendenten Dr. Reinhart, an einer Arbeit in ihrem Stübchen allein. Die Nähnadel flog heute nicht so flink wie gewöhnlich stich aus, stich ein in der Hand des feinen und hübschen Mädchens. Oft gab es lange Pausen bei der Nähterei und dann senkte Tugendreich das Köpfchen auf die Brust herab und schien vor sich hinzusinnen; aber gewiß waren es keine trüben oder gar traurigen Gedanken, denn um die frischrothen Lippen spielte zuweilen ein schelmisches Lächeln, durch welches das feine Gesichtchen des Jungfräuleins wie verklärt aussah.

Ohne daß Tugendreich' es bemerkte, drückte sich an die Scheibe des runden Gukfensters, welches die Aussicht auf den zur Küche führenden Gang bot, ein breites Gesicht, dessen starre und unverwandt auf sie gerichtete Augen von einem unheimlichen Feuer glühten. Jedes Mal wenn Tugendreich sich wieder an ihre Arbeit erinnerte

und fleißig zu nähen begann, fuhr das beobachtende Gesicht von dem Fenster weg und sein Besitzer versuchte nur zuweilen auf's Neue zu lauschen.

„Wie schön sie ist!.... wie schön!" redete er leise vor sich hin, „und diesem Wichte soll sie zu Theil werden, weil er der Sohn eines reichen Mannes ist?.... Ha, Tod und Teufel!.... in's Feuer der ewigen Verdammniß könnte ich mich für sie stürzen, abschwören meiner Seele Seligkeit, wenn sie mein würde!.... Und schweigen müssen, schweigen, wenn hier im Herzen eine Hölle brennt; sehen müssen, wie ein Anderer, den Gott verdammen möge, im Glücke schwelgt, in dem Glücke, das eben so gut mein als sein sein könnte...."

Fieberschauer durchrüttelte den Körper des so vor sich hin Redenden und augenblicklich drückte er sein breites Gesicht wieder an die kleine Fensterscheibe. Die Hast mit welcher er dies that, verrieth der im Zimmer Sitzenden seine Gegenwart.

„Bist Du es, Florian?" rief sie.

„Ja, ich bin's," war die Antwort, „darf ich zu Euch hinein?"

„Wie fragst Du so närrisch?" entgegnete Tugendreich, „hältst Du mich für stolz und hoffärtig, daß ich Dir es verweigern würde? Komm nur."

Florian trat in's Gemach und blieb an dessen Thür stehen.

„Kannst Du nicht näher treten?“ fragte die Jungfrau lächelnd, „ich meinte, Du hättest mir Etwas.... zu sagen, weßwegen Du da draußen lauschtest. Nicht wahr, ich hab's getroffen?“

„Ich habe viel, sehr viel zu sagen; ob's Euch aber gefallen wird, wer weiß!“

„Oho, das klingt ja recht gefährlich. Und mit welchem Tone Du das sagst! Ist etwas Uebles geschehen? So rede doch, Florian.“

„Wer bin ich? erst sagt mir das. Bin ich ein Knecht oder ein Freigeborner in Eures Vaters Hause?“

„Welche seltsame Frage! Wer hat Dir gesagt, daß Du ein Knecht sein sollst? Als der Vater Dich in's Haus nahm, warst Du eine Waise; aber nie hat er Dich als den Sohn eines Knechtes behandelt. Er hat Dich Alles lernen lassen, wodurch Du Dir in der Welt Dein Brot verdienen kannst. Wie kommst Du zu der Frage?“

„Weil mir daran liegt, zu wissen, was ich in Euern Augen bin,“ antwortete Florian näher tretend.

„Warum starrst Du mich so an?“ fragte Tugendreich nach einer Weile, „Du willst doch nicht Böses mir zufügen?“

„Ich Euch? ich Euch? Eher sollten mich die Blitze des Himmels niederschmettern in den Abgrund der Hölle, als daß ich Euch nur ein Haar krümmte!“ rief Florian auflodernd.... „aber ihm, der mir“.... er unterbrach

seine Rede und fragte nach einer Pause mit leuchtenden Blicken: „Habt Ihr schon einmal erzählen hören, daß es Berge giebt, in deren Innerm ein ewiges Feuer flammt, welches sich dann mit Gewalt einen Ausweg bahnt, die lang verschlossenen Gluthen mit Wetterschlägen himmelwärts treibend, daß die Erde auf Meilen weit im Umkreise davon erzittert?"

„Es soll solche Berge geben, in Italien und" ....

„Hier, meine Brust ist solch ein Vulcan, da wüthen die Flammen und jetzt.... eben jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sie ihren Kerker sprengen!" rief Florian. „Ja, Tugendreich, Ihr sollt, Ihr müßt es erfahren. Soll ich allein der Verdammte sein, der Qualen schweigend erträgt, wie ein stummgeborenes Thier?.... Ich liebe Euch, hört Ihr es? Der arme böhmische Exulant, dem die Heimath verschlossen ist, der Nichts auf Erden sein nennt, was nicht die Barmherzigkeit Fremder ihm zugeworfen hat, trägt eine schon jahrelange Neigung zu Euch in seinem Herzen. Wenn ich so voller Sünden und Verbrechen wäre, daß keine Reue, keine Thräne mich einer Erbarmung würdig machen könnte und die heiße Liebe meines Herzens zu Euch fiele in die Waage des Gerichts, so würde ich rein werden und sündenfrei, denn diese Liebe ist meine Tugend, mein Kleinod, mein Heiligthum."

„Hebe Dich hinweg!" gebot Tugendreich erblassend,

als sie seine wilden, von höchster Leidenschaftlichkeit erglühenden Blicke sah.

„Meint Ihr es so?“ entgegnete Florian heftig, und zornig mit dem Fuße stampfend, rief er: „Also doch Knecht in Euren Augen? O das wußte, das fühlte ich. Die Barmherzigkeit, die mich dereinst in dies Haus nahm, war nur eine Scheinmünze für die Welt. Ihr saht stets in dem verwais'ten Wohlthatenempfänger ein untergeordnetes Wesen. Aber ich bin frei.... und verdammt will ich sein, wenn Euer Liebster Euch zum Altare führt, bevor ich nicht satt geworden in Euren Reizen. Wie schön Ihr seid mit diesem von Furcht erblaßten Gesichte! wie zauberisch schön! Wagen gewinnt.... einen Kuß, schöne Tugendreich, eine Umarmung, ich muß fühlen, wie sich's ruht an Eurem Herzen.“

„Ich rufe Hilfe, wenn Du nur einen Schritt noch Dich mir nahest!“ entgegnete die Jungfrau zitternd.

„Das hilft Euch heute Nichts, Euer Vater sitzt im Rathe der Klugen, und die alte Eusebia ist unten im Hofstübchen, wer soll Euch hören?“

„Gott der Allmächtige, der aller Schwachen Helfer ist!“ rief Tugendreich.

„Nur heute steht er Eurer Schwäche nicht bei!“ lachte Florian Szladek wild, „heute bin ich Euer Gott, und diese Stunde soll mich entschädigen für all den Liebesbrand, der mir Gehirn und Herz bisher versengt hat.“

Und mit diesen Worten stürzte er auf die Jungfrau zu, die von Angst und Schreck gleich stark ergriffen, beide Hände abwehrend gegen ihn ausstreckte. Wie gebannt blieb er, von ihrem Blicke getroffen, dicht vor ihr stehen; Schaam, gegen ein schwaches weibliches Wesen wie ein Raubthier gegen seine Beute Gewalt zu brauchen, schien ihn zu fesseln, es war das Aufflammen des guten Theils in ihm, das sich in diesem Moment seiner bemächtigte und die wilde böse Leidenschaft, die er bis zu dieser Stunde wie ein tödtendes Gift vor Aller Kenntniß bewahrt hatte, zurückdrängte.

Tugendreich gewahrte kaum diese Bewegung seines Herzens, die durch die vieljährige Gewohnheit der Unterwürfigkeit gegen die Tochter seines Wohlthäters noch mehr verstärkt wurde, als sie Muth faßte und glaubte, es werde ihr gelingen, durch Ermahnung seine wilde leidenschaftliche Aufregung in die Schranken der Demuth zurückzuführen. Obwohl ihr Herz von Angst vor ihm, dessen breites und unschönes Gesicht, verzerrt und mit einer Todtenbläße übergossen, sie anstarrte, krampfhaft beklommen war, ermannte sie sich doch mit Aufbietung aller Kraft und sagte:

„Florian! weiche von mir — ein böser Geist treibt Dich. Du bist nicht mehr der Florian, der Du bisher warst, Du bist ein Anderer geworden, den ich nicht kenne mit dem ich Nichts gemein haben kann und will. Habe

ich Dir je ein Leid zugefügt, je ein böses Wort über Dich gesprochen? Wenn der Vater Dich strafen mußte um Deines hartnäckigen Wesens willen, wer sprach für Dich? ich — nur ich! Und Du könntest mir Böses anthun wollen? — Geh, Florian, Du bist undankbar — es ist das Schlimmste, was ein Mensch sein kann, ich hasse Jeden, der es ist. Verlasse dies Haus, in dem Du Schutz in Deiner Hilflosigkeit fandest, verlasse es noch heute, Du bist der Wohlthaten nicht werth, die Du hier empfangen hast. Käme der Vater zurück und Du wärest noch hier, müßte ich ihm Dein freches Beginnen klagen und er würde Dich aus dem Hause stoßen, wie Du es" —

„Ja, das würde er," stimmte Florian bei, während ein zweideutiges Lächeln über sein breites Gesicht huschte, „er ist immer sehr gütig gegen mich gewesen, und hat mir stets zum Anhören gegeben, daß ich ein nichtsnutziger Böhme sei."

Tugendreich ergriff schweigend und durchschauert von der Ahnung, daß dieser Mensch zu einem Verbrechen fähig sei, das Licht, um sich zu entfernen. Erstaunt über diesen Muth, den er ihr nicht zugetraut hatte, blieb Florian regungslos stehen; aber als sie eben über die Schwelle des Nebenzimmers schreiten wollte, rief er ihr ein „Halt!" zu. Die Jungfrau jedoch eilte flüchtig, das brennende Licht in der Hand, durch das Nebengemach, dessen auf den Gang führende Thür sie rasch aufriß und hinter sich zuschleu-

derte. Die Kante der schweren Thür traf Florians Stirn, der sie verfolgte, und obwohl der empfangene Schlag jeden Andern besinnungslos niedergeworfen haben würde, so taumelte der Böhme doch, von Wuth getrieben, der Fliehenden nach. Ehe er jedoch die Hausflur erreichte, hörte er ihre Stimme aus derselben zu sich heraufschallen: „Gelobt sei Gott, der Dich mir zur Hilfe herbeiführt, Georg! — schütze mich vor Florian!"

„Vor Florian? Wo ist der böhmische Hallunke?" entgegnete die kräftige Stimme eines jungen Mannes.

Von dem harten Schlage, den die Thürkante seiner Stirn versetzt hatte, stolperte Florian die Stufen betäubt vollends hinunter, sein Gesicht war von Blut überlaufen, das ihm aus der breiten Stirnwunde träufelte. Tugendreich schrie auf bei seinem Anblicke, gleichzeitig aber fühlte sich Florian hart an der Brust gefaßt und an die Wand gestoßen, die ihn vor einem Niederfalle bewahrte.

„Womit hat der böhmische Dickschädel Dich beleidigt?" rief jener junge Mann in heftigem Zorn — „sage es, Tugendreich! nie in seinem Leben soll er solche Frechheit sich wieder unterstehen!"

Die Ueberraschung und Betäubung, die letztere durch den Schmerz, den ihm die Stirnwunde verursachte, noch mehr verstärkt, wichen jedoch im nämlichen Augenblicke, als Florian Szladek die Gefahr erkannte, in die er hier gerathen war. Nur frei werden war sein einziger Ge-

danke, und mit Aufbietung aller seiner Kräfte riß er sich los von der ihn festhaltenden Faust Georg's und entsprang durch die von der alten Eusebia, welche bei dem Ungewöhnlichen, das sich hier vor ihren Augen begab, in Todesangst zusammengesunken war, geöffnete Hausthür hinaus in's Abenddunkel.

Wie ein gehetztes Wild durchrannte er die Gassen, hinter ihm war seine bisherige Vergangenheit versunken, wie hätte er zurückkehren können in das Haus, dem er jetzt entwichen? Er hatte selbst sein Paradies verwirkt, mit schwarzem Undank Denen gelohnt, die sich barmherzig seiner Hilfelosigkeit angenommen, dies Gefühl hatte sein finsteres, leidenschaftliches Gemüth bis jetzt in Schranken gehalten, heute waren diese Schranken gesprengt; wie ehemals stand er jetzt hilfelos, er war frei und doch der Sklave einer wilden Leidenschaft geworden.

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag, am 8. November 1620, welche so unglücklich für die Protestanten ausfiel und den finster-katholischen Kaiser Ferdinand II. zum unumschränkten Herrn über dies Land und seine Bewohner machte, hatte eine Auswanderung der Protestanten, denen überhaupt noch Flucht aus ihrer Heimath, wo das Henkerschwert des genannten Kaisers wüthete, möglich war, als nächste Folge. Sachsen nahm diese um der Religion willen Vertriebenen mit brüderlicher Liebe auf und vor-

züglich waren es mehrere der Grenzorte, in denen sie sich heimisch machten. Pirna hatte einer ziemlich ansehnlichen Menge dieser sogenannten böhmischen Exulanten eine Freistatt gegönnt und sie vermißten in der neuen Heimath Nichts, was ihnen diese lieb machen konnte, sie fanden brüderliches Entgegenkommen und Hilfe, wo sie deren bedurften. Da die Meisten der in Pirna niedergelassenen Exulanten nicht zu den ganz Armen gehörten, die ohne Mittel ihr Vaterland verlassen hatten, so waren sie natürlich weniger abhängig und weit selbstständiger als an andern Orten, wo mehrstentheils Arme hingeflüchtet waren.

Die Bewohner Pirna's fühlten indeß wohl, daß unter diesen so freundlich von ihnen Aufgenommenen ein gewisser Absonderungsgeist herrsche; man hoffte jedoch, daß die Zeit, die ja Alles ausgleicht, auch diesen allmählig verwischen werde.

Jedoch seit der Zeit, als der Churfürst von Sachsen mit dem Kaiser Frieden geschlossen, machte sich unter der böhmischen Gemeinde eine arge Mißstimmung kund, der Absonderungsgeist trat stärker als früher hervor und der Superintendent hatte vollkommen Recht, als er in der Versammlung der Rathspersonen erwähnte, daß es leider in der Stadt Leute gäbe, die nicht Eines Sinnes mit ihren übrigen Mitbürgern seien. Wenn irgend Jemand Gelegenheit hatte, den böhmischen Charakter kennen zu

lernen, so war es eben der Superintendent, ein Mann von mildem, friedlichem Herzen.

Florian Szladek, der böhmische Waisenknabe, wies jenes düstere, verschlossene Wesen, welches ein Hauptzug in dem Charakter seines Volkes zu sein pflegt. Der Ausdruck seiner Fröhlichkeit war bedeutend abweichend von der Heiterkeit anderer Knaben seines Alters, er glich dem Beginn oder Ausbruch toller Lust, die auffallend genug eben so schnell und plötzlich in ein ernstes Wesen überging, wenn der Gegenstand ihn nicht mehr anzog. Von einem herzlichen Gefühle hatte Florian nie ein Zeichen gegeben, im Gegentheil von einem Trotze, der den Superintendenten zu Strafen veranlaßte.

„Ich erziehe an diesem Burschen keinen dankbaren Menschen,“ sagte der ehrwürdige Geistliche zuweilen bekümmert, wenn er demselben eine besondere Wohlthat erzeigt hatte, ohne dafür einen heitern Blick bei ihm zu sehen. Seine Dankbarkeit war knechtisch scheu, die wohlthuende Freude fehlte in derselben, eben so war sein Gehorsam ein ersichtlicher Zwang. Nur gegen Tugendreich zeigte sich Florian gefällig, sein Auge hing an ihrem Winke, ein halbausgesprochener Wunsch von ihr fand von seiner Seite wenn nicht eine vollkommene Unmöglichkeit ihn behinderte, die schleunigste Erfüllung, und eben diese Anhänglichkeit war es, welche die Tochter seines Wohlthäters ihm geneigt machte.

Der Superintendent hatte ihn das Tischlerhandwerk lernen lassen, damit er dereinst seinen Broterwerb finde. Nach einer einjährigen Wanderschaft war er, da der Kriegstrubel in Sachsen wüthete, nach Pirna zurückgekehrt und seit der Zeit war eine große Veränderung an ihm bemerkbar. Sein düsteres, verschlossenes Wesen schien sich nur noch weiter ausgebildet zu haben. Niemand ahnte die Ursache. Tugendreich, zur lieblichen Jungfrau herangeblüht, fand er als die Verlobte eines der reichsten jungen Bürgersöhne der Stadt, Georg Kadners. Tiefer Groll wüthete in des jungen Böhmen Herzen und der verwichene Abend machte die gewaltsam unterdrückte Leidenschaft offenbar.

„Welch' eine Schlange habe ich groß gezogen!" rief der ehrwürdige Superiutendent, als er das Ereigniß erfuhr. Vergebens ließ er am folgenden Tage nach Florian forschen, Niemand hatte ihn gesehen. Die Erinnerung an diesen Undankbaren wurde indeß sehr schnell aus dem Gedächtniß verwischt, da die Zeit mit jedem neuen Tage auch Neuigkeiten so ernster Art brachte, daß Niemand an andere untergeordnete Dinge denken konnte.

In Pirna war in diesen Tagen, wo die Bürgerschaft so zu sagen in der Schwebe zwischen Angst und Hoffnung sich befand, ein ungemein rühriges Treiben. Der Commandant von Liebenau und seine Offiziere untersuchten die Thürme, Mauern und Basteien auf's Sorg-

samste, um dem Feinde einen ernsten Widerstand entgegensetzen zu können. Da wurde fleißig gemauert und gefüllt, während man am Schloßberge, wie bereits erwähnt, die 16 Häuser abriß. Die junge Bürgermannschaft exercirte täglich Vor- und Nachmittags, und in die Vorrathshäuser ließ der Commandant nach Möglichkeit Proviant einbringen, so daß diesen Anstalten zufolge es fast den Anschein gewann, als wollte man Pirna auf eine monatlange Belagerung vorbereiten.

Von der Freiberger Gegend her kamen täglich mehrere Nachrichten: Die Schweden bestürmten die feste Stadt auf's Heftigste, aber die Tapferkeit der Besatzung, unter der umsichtigen, muthigen Leitung des Obersten von Schweinitz, schlug jeden Sturm ab, die Belagerer mußten stets nach bedeutenden Verlusten zurückweichen und ihre Wuth über die Unfruchtbarkeit dieser Unternehmungen empfanden leider die armen Bewohner der um Freiberg liegenden Dörfer nur allzusehr. Fast in jeder Nacht glühte der Himmel vom grellen Widerschein einer Feuersbrunst, die das ruchlose Kriegsvolk sich zum Gaudium und den Unglücklichen, die davon betroffen wurden, zum Schaden an Hab und Gut, angezündet hatte.

Wie überall Raub, Brand und himmelschreiende Blutthat die Anwesenheit der Schweden als Rächer des Abfalls Sachsens vom Bunde mit ihnen bezeichnete, so

auch war es in der Freiberger Gegend der Fall, der übrigen Kriegsmolesten gar nicht erst zu gedenken.

Der Superintendent, Herr Dr. Reinhart, hatte den Plan, seine Tochter nach Dresden zu Freunden in Sicherheit zu bringen, denn der Banner'sche Kriegshaufe war viel zu schwach, um auf diese Churfürstliche Residenzstadt nur einen Anschlag machen zu können, und wer in Dresden unterkam, war am besten im ganzen Lande aufgehoben; aber Tugendreich war nicht dazu zu bewegen, den Vater in den Tagen der Noth zu verlassen. Die Liebe hielt der Jungfrau Herz allzufest in der Vaterstadt. Blieb nicht Georg Kadner als einer der Anführer der jungen Bürger daselbst zurück? Dies entschied, und der ehrwürdige geistliche Herr, dem die Trennung von der Tochter gewiß recht hart an die Seele gegangen wäre, ließ sich willig finden, sie bei sich zu behalten.

Die Pirnaischen sollten kein lustig Auferstehungsfest feiern, vielmehr ein trauriges Ostern. Am zweiten Feiertage, den 15. April, lief die Schreckenskunde ein, daß General Banner mit seinen Heerhaufen plötzlich am Tage vorher die Belagerung Freibergs aufgehoben und seine vorgeschobenen Colonnen bereits zum Abend in Dippoldiswalda gräßlich gehaus't hätten. Die Richtung, welche die Schweden somit einschlugen, bestätigte ihr Vorhaben, gegen Pirna einen Schlag zu führen und sich der Elblinie zu bemächtigen. Wie lustig klangen sonst am zweiten

Osterfesttage die Fiedeln auf den Tanzböden für das junge Volk! Heute wirbelte nur die Trommel, die junge wehrhafte Mannschaft zum Nachtdienst zusammenzurufen. Wie traurig und still ging's in den Bürgerhäusern her, ohne festlichen Anstrich und ohne Feierkleider! Während der Nacht glühte der Himmel in der Richtung nach Dippoldiswalda hin in feuriger Lohe. Die Schweden sendeten die Botschaft ihrer Gräuelthaten von Ort zu Ort in glühenden Bränden vor sich her.

Der 16. April, der Osterdienstag, brach an. Ein lieblicher, wahrhaft entzückender Auferstehungsmorgen küßte die reizende Elbgegend wach, wie von Milliarden Edelgesteinen funkelte es auf Höhen und Ebenen im rosigen Sonnenlichte; aber in den Herzen der in Haufen zur Kirche wallenden Bürger mit ihren Familien glänzte kein Osterfriede, da herrschten Furcht und bange Erwartung. Flüchtlinge aus der Umgegend von Dippoldiswalda waren mit dem frühen Morgen angelangt und hatten ausgesagt, daß die Schweden Alles bis auf den Grund vertilgten, sie selber, die Flüchtlinge nämlich, wären nur wie durch ein Wunder den gräulichen Mordbrennern entgangen, aber ihr Hab und Gut sei deren Beute geblieben.

Wie mächtig auch die Orgeltöne erklangen in dem weiten Kirchenraume, das Schluchzen der geängsteten Frauen konnten sie doch nicht übertäuben, es drang in dem Gesange der Gemeinde hervor. Ja, da weinten Viele

vor Angst, deren Augen nicht an Thränen gewöhnt waren. Tief erschüttert von dem großen Leide, bestieg der ehrwürdige Superintendent die Kanzel und wollte den Bangenden Trost zusprechen. Kaum hatte er einige Worte geredet, als vom Sonnensteiner Schlosse dreimal rasch hinter einander die Stücken gelöſ't wurden, so daß die Kirchenfenster erzitterten. Der Schreck behauptete sein Vorrecht, eine schauerliche Stille beherrschte für einige Secunden Alle; dann schrie eine Stimme laut: „Erbarm' sich unser der allmächtige Gott! Die Schweden kommen!"

Dieser Angstschrei entriß Alle der Betäubung, mit welcher der Donner der Geschütze sie geschlagen. Unaufhaltsam eilten sie aus dem Gotteshause, der Superintendent verließ, da er sich bald allein sah, die Kanzel.

„Mache es gnädig mit uns, Du starker und gewaltiger Gott!" rief der ehrwürdige Mann — „Du allein bist unser Hort, unsere Hilfe in Noth und Tod!"

Auf den Thürmen, Mauern und Bastionen sammelte sich die junge Bürgermannschaft, die Defensioner und die blauröckige Compagnie, und sahen von diesen erhabenen Standpunkten, wie die schwedischen Colonnen im Geschwindschritt der Stadt zueilten. Die feindlichen Waffen glänzten im lustigen Sonnenscheine, die Fahnen flatterten, die Trompeten schmetterten und die Trommeln rasselten im rasenden Wirbelschlage; ehe zwei Stunden

noch vergangen waren, hatte des Banners Kriegsvolk die Stadt nebst dem Schlosse so umstellt, daß auf dieser Seite Niemand weder heraus- noch hineinkommen konnte.

III.

Jetzt erst zeigte es sich, welche Meinungsverschiedenheit unter den Bürgern und Einwohnern der nun eingeschlossenen Stadt herrschte. Während der größte Theil derselben in Kummer und Angst der Zukunft entgegensah, bewiesen die böhmischen Exulanten, die hier eine zweite Heimath gefunden hatten, die vollkommenste Ruhe hinsichtlich der zu erwartenden Ereignisse. Der Contrast, den sie durch den Ausdruck der sich bewußten Sicherheit so öffentlich zur Schau stellten, war um so tiefer verletzend für ihre übrigen Mitbürger, da derselbe doch nur auf eine Uebereinkunft mit dem Feinde deutete, welcher ohne Zögern, nachdem die Stadt auf dem linken Elbufer förmlich von ihm eingegürtelt war, von den an der Elbe niederwärts gelegenen Dörfern, namentlich von Loschwitz, aller daselbst sich befindenden Schiffe und Kähne sich bemächtigte, dieselben herauf vor die Stadt bringen und eine Menge Reiterei und Fußvolk in aller Eile auf das jenseitige Stromufer übersetzen ließ, die sogleich am Ende des Dorfes Copitz eine Schanze aufwarfen und einige Geschütze auffuhren, um jeden von Dresden her den Belagerten zu Hilfe kommenden Succurs zurücktreiben zu können.

War die Angst schon groß unter den Bürgern, so wuchs sie doch um ein Bedeutendes, als auf Befehl des Commandanten die Vorstädte vor dem Schiff-, Elb- und Dohnaischen Thor auf 300 Schritt von der Stadt und den Stadtgräben angezündet wurden. Fußfällig baten viele Bürger um Verschonung ihrer Häuser, aber an des Commandanten hartem Sinne prallte jede Bitte ab. Die Flammen prasselten in die Lüfte empor und Nichts blieb der Bürgerschaft übrig, als die möglichsten Anstalten zu treffen, daß das Gluthmeer dieser brennenden Vorstädte nicht hereinwoge in die innere Stadt. Die Schweden halfen rüstig niederbrennen, und als die Gluth und der ungeheuere, Alles verhüllende Qualm sich gesenkt hatte, überschauten die Belagerer eine weite schwarze Brandstätte, auf welcher gleich einem Denkmale nur ein einziges armseliges Häuschen stehen geblieben war.

Auch bei diesem Brande wies sich von Seiten der Exulanten eine räthselhafte Theilnahmlosigkeit, obwohl die ihnen zum Gebrauch eingeräumte St. Nicolaikirche von den Flammen mit zum Schutthaufen umgewandelt wurde. Während Angstgeschrei aus den Häusern tönte, hatten sich die Vornehmsten der Böhmen in der Wohnung des Archidiacons versammelt.

„Klaget nicht mit Denen, die Ursache zu klagen haben, weil über sie die Rache der erzürnten Glaubensbrüder kommen wird, von denen sie abfielen auf Befehl ihres

Herrn, der da im Bunde steht mit den Katholischen und Ein Herz und Eine Seele ist mit deren Oberhaupte, welches einzig und allein nur nach der Unterdrückung der Lehre des Lichtes lechzt!“ redete der Archidiacon sie an. „Weniger Tage nur wird es bedürfen, daß die Schweden, unsere Freunde, Herren dieser Stadt sind, Euch wird kein Haar gekrümmt werden.... Euch nicht, der General Banner hat dies geschworen bei seines Vaters Angedenken, das er heilig hält. Nur Die, welche nicht zu Euch gehören, werden der Schweden Zorn fühlen. Und da ich Euch dies verkünden kann, so nehmet auch meine Warnung an. Keiner ergreife das Schwert zum Kampfe gegen die Schweden, so sehr Ihr auch gedrängt werden mögt. Laßt Die fallen unter der schwedischen Rache, welche dem Dienste ihres irdischen Herrn getreuer sind als dem des ewigen Gottes.“

Die Bestimmtheit, mit welcher der Archidiacon dies sprach, gab Allen die Ueberzeugung, daß ein geheimes Einverständniß zwischen dem Schwedengeneral und ihm bestehen müsse, wie solche Vermuthung sich auch später als vollkommen wahr herausstellte. Dieser geistliche Herr hatte ein treuloses Spiel eingefädelt mit den Feinden, und daß sie unvermuthet schnell die Belagerung Freibergs aufhoben und gegen Pirna sich wendeten, war sein Werk.

Alle Anstalten, die die Belagerer trafen, zeugten

von einer ziemlich genauen Kenntniß der Oertlichkeit und ihrer Befestigungen. Der Banner hatte sein Hauptquartier zu Zehista aufgeschlagen und das Lager seiner mord- und beutesüchtigen Truppen bedeckte theils die sogenannten Spitalfelder nach der Elbe und dem Engelsee zu, theils die Gärten beim weitesten Kirchhofe und dem Hausberge, hinter dem Schlosse, und ein Theil der schwedischen Soldateska lagerte noch besonders vor dem Schiffthore. Die Aufforderung des Schwedenfeldherrn zur Uebergabe wurde abgewiesen und nun begann das Schanzen und die Arbeiten an den Laufgräben von Seiten der Belagerer Tag und Nacht mit unermüdlicher Emsigkeit. Wohl sandten die Belagerten von den Basteien und Thürmen manchen gutgezielten Schuß auf die rastlosen Arbeiter, doch was half das? an die Stelle der Niedergeschmetterten traten Andere und setzten die Arbeit mit Eifer fort.

Pirna's friedliche Physiognomie hatte sich in den wenigen Tagen ganz und gar verändert. Der Commandant und seine Offiziere entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit, es gab keine Stunde zur Tages- oder Nachtzeit, wo sie nicht die Posten visitirten. Die Herren des Rathes zogen sich nicht zurück in den Tagen der Noth, sie gaben das ehrenwertheste Beispiel, indem sie mit den Bürgern und den Garnisonstruppen die Thürme, Mauern und Bastionen bewachten. Tag oder Nacht machte keinen

Unterschied in dem ungewohnten Dienste, und alle Sorgfalt, die nur die Erfahrung gegen Feuersgefahr anwenden konnte, wurde zugleich in Anwendung gebracht. Der Markt bot für diesen Fall ein offenes Magazin, alle Feuerleitern, Haken, Eimer, Wasserbütten, rohe nasse Rindshäute, wie auch einige Geschirre Pferde wurden daselbst, in Bereitschaft gehalten, um jeden entstehenden Brand wo möglich im Keime zu ersticken.

Während die Belagerten unabläßig auf die feindlichen Schanzarbeiter feuerten, verharrten die schwedischen Geschütze in einem unheimlichen Schweigen; nur vom jenseitigen Ufer herüber donnerten zuweilen einige Kanonenschüsse. Es lag gewissermaßen eine Schreck einflößende Ueberzeugung der Feinde, baldigst Herren der Stadt zu werden, in diesem Schweigen. Der Commandant erkannte die Nothwendigkeit kräftigerer und entschiedenerer Störung der schnell vorrückenden Belagerungsarbeiten des Feindes. Der Letztere hatte bereits an der Elbe gegen die Brustwehr an der kleinen Zugbrücke beim Elbthor Kanonen aufgefahren, und es war augenscheinlich, daß seine Absicht dahin zielte, die Brustwehr zu demoliren. Diesem Vorhaben mußte zuvorgekommen werden. Der Commandant rief die Bürger auf, die Defensioner bei einem Ausfall aus dem Elbthore zu unterstützen. Vergebens forderte er die böhmischen Exulanten auf, sich dabei zu betheiligen, da es ja der Vertheidigung der Stadt gälte, die

ihnen in schwerer Nothzeit ein Asyl und zweite Heimath geworden. Doch keiner der Böhmen stellte sich, die Verrätherei dieser Undankbaren lag offen am Tage.

Der erwähnte Ausfall brachte keinen Vortheil für die Belagerten, sie wurden von den Schweden zurückgeworfen und dieses vereitelte Manöver rief eine noch viel traurigere Stimmung in der Stadt hervor. In dem schnellen Fortschritte der feindlichen Belagerungsarbeiten sah man das Schicksal in aller Grauenhaftigkeit seiner Gestalt näher treten.

Acht Tage waren verflossen, von einem Succurs, wie der Churfürst solchen versprochen, war Nichts zu verspüren, die Stadt war dem Unglücke preisgegeben und ihre Stunde hatte geschlagen. Im Schutze der Nacht hatten die Schweden die Geschütze aufgefahren. Fünf ganze Karthaunen standen auf der Breitengasse vorm Dohnaischen Thore, nahe am Brotkorbgäßchen, gegen das Rondel genannten Thores gerichtet. Drei dergleichen Geschütze wiesen sich am Hausberge aufgestellt, um den Oberthorthurm und die Burstwehren an den Stadtwällen hinunter und zugleich das Dohnaische Thor von der Seite bestreichen zu können. Jenseits der Elbe auf dem Copitzer Berge lagen ebenfalls drei Stücke, bestimmt, das Schiffthor, dessen Brustwehr und das Salzhaus zu demoliren. Als der Morgen des 23. April anbrach, sahen die Belagerten von den Thürmen herab jene auffallende Thätig-

keit im Lager ihrer Feinde, welche jederzeit die Vorläuferin eines großen Unternehmens zu sein pflegt.

Das Wetter konnte nicht günstiger zu einem Angriffe auf die Stadt sein. Der leichte Nebel, welcher nach dem Verschwinden des Morgengrauens über der Stromfläche schwebte, wurde bald von den Strahlen der jungen Sonne zerrissen und schwebte in losen duftigen Flocken in die Weite.

Es war ein schöner Morgen, mild und glänzend in seinen Erstlingsstunden, als sei sein Geschäft das eines himmlischen Boten, Menschenglück zu fördern und Freude in betrübte Herzen zu bringen; aber kaum war die sechste Stunde verronnen, als die Geschütze von der Copitzer Höhe ein gräulich Lied zu heulen begannen und dicke Dampfwolken sich über die Elbe herüberwälzten, die Fernsicht verhüllend und das heitere, sonnige Himmelsblau in ein trauriges Grau verwandelnd. Das galt als Vorspiel des Schreckenstages, der der armen Stadt bevorstand.

In der Wohnung des Superintendenten lag die alte Eusebia auf den Knieen und betete in gänzlicher Verwirrung ihrer Sinne die Psalmen. Die alte Person wußte nicht, was sie that, sie hatte keinen Sinn für die Worte, die ihrem Munde entströmten, jeder neue Donner der Geschütze rüttelte sie so arg zusammen, daß sie bald in die Höhe fuhr, bald zu Boden niederduckte, als rasselten

die Kugeln bereits über sie hinweg. Mitten durch das Gebrüll der Geschütze, deren Kugeln vergebens an den Schloßwasserthurm anschlugen, wurde heftiges Klopfen an der Hausthür hörbar.

„Ach, steh uns bei, Herr Jesu Christ.... da sind sie schon!“ schrie Eusebia kläglich und rannte wie besessen nach des Herrn Stüblein, bei dem sie Tugendreich fand.

„Sei Sie doch nicht ganz von Sinnen, Eusebia,“ verwies der ehrwürdige Herr... „stehen wir denn nicht Alle in Gottes Hand und ist denn allein Ihr Leben so kostbar, daß Sie solch Schreien darum anheben muß, während doch andere Leute in der großen Noth sich im Stillen ihrem Schöpfer und Herrn empfehlen; denn Der allein ist unser Aller Vater, Schützer und Erhalter.“

„Ach ja, ach ja, Hochehrwürden,“ stammelte die schreckenverwirrte Person... „'s ist schon ganz recht im Stillen... thun's denn aber die gotteslästerlichen Schweden im Stillen ab mit den armen Christenmenschen?“

Das Krachen der Kanonen ließ auf einige Augenblicke nach, die Schläge mit dem eisernen Klopfer an der Thür klangen jetzt vernehmlich herauf. Der Superintendent beugte sich zum Fenster hinaus.

„Herr Georg Kadner, Dein Verlobter ist es, meine Tochter,“ sagte er, das Fenster wieder schließend... „laufe Sie, Eusebia, lasse Sie den Herrn herein.“

Aber mit dem Laufen war es Nichts, der große Schreck war der alten Person in die Glieder geschlagen, sie konnte nicht von der Stelle.

„Erlaubt mir zu gehen, Herr Vater," bat Tugendreich; ein bejahendes Kopfnicken des Gefragten beflügelte die Schritte der Jungfrau, wenige Secunden später knarrte der schwere eiserne Riegel und Georg trat ein. Er sah übernächtig aus, hatte die Wache gehabt und in dem Ernste, den die Schweden mit dem heutigen Morgen zeigten, erschien ihm dieser Tag entscheidend.

„O mein liebstes Herz auf dieser Erde," rief Georg, die Verlobte in seine Arme schließend... „soll es eine Bedeutung des Glückes für mich sein, daß Du mir öffnest?"

„Liebe und Glück sind immer gleichbedeutend," war die Antwort der Jungfrau... „aber komm rasch hinauf zum Vater."

„Einen Augenblick noch, Herzliebste," redete Georg... „denke Dir, welche Entdeckung ich gestern Abend gemacht!"

„Nun?"

„Florian Szladek, der böhmische Hallunke, der Euer Haus hier schlechter als ein undankbarer Hund verlassen, ist bei den Schweden."

„Ach, mein Herrgott!"

„So wahr mir der Himmel dereinst gnädig sein soll, ich habe den Schuft erkannt, trotz seiner blau und gelben

Jacke," eiferte Georg... „oh, was ist einem so ehrlosen, erbärmlichen Strolche anders zuzutrauen, als abscheulicher Verrath! Diese böhmischen Exulanten sind in unsrer guten Stadt das, was dereinst Judas Ischarioth, bei der Ostermahlsfeier seines Herrn und Meisters gewesen. Sie theilten mit uns unsre guten Tage und befanden sich wohl im Schutze unseres Rechtes, aber da nun die schlimmen Tage kommen und Trübsal und Noth sich wie ein böser Fluch auf unsere Stadt gesenkt hat, nun sind sie abwendig von uns und wollen ihre Haut salviren, um ja keinen Ritz davon zu tragen. Strafe Gott diese niedrigen Verräther, die den Mantel nach dem Winde hängen."

„Keinen Fluch, Georg," bat Tugendreich ängstlich... „der Fluch ist wie ein Stein, der auf des Schleuderers Haupt zurückfällt. Verzeihe Denen, so Böses thun, denn Alles findet seinen Richter, sei es hier oder dort. Der Haß ist die Nachtseite der Liebe."

„O Du engelgleiches, reines Wesen!" rief der junge Mann... „wie viel fehlt mir noch, um Deiner Herzensgüte ähnlich zu werden!"

Jetzt rief die Stimme des Superintendenten herab nach Beiden und sie eilten hinauf zu ihm.

„Das ist ein recht frühzeitiger Besuch, mein lieber Sohn, den Ihr uns an diesem Morgen macht," bemerkte der Superintendent.

„Es ist auch ein Morgen darnach, Hochwürden,"

antwortete Georg... „die Schweden haben uns von der Copitzer Höhe drüben einen Morgensegen vorgeorgelt, der's in alle Lüfte rief, was für einen Tag wir heute zu erwarten haben. Und eben deßhalb komme ich, um für Leben oder Tod Abschied zu nehmen; denn Viele von uns werden heute die Sonne nicht wieder untergehen sehen, und wer kann's im Voraus sagen, ob ich dann noch zu Denen gehöre, welche..."

Ein halberstickter Angstschrei Tugendreichs unterbrach seine Rede. Weinend sank die Jungfrau in einen Stuhl und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen.

„Mein theures Herz," sagte Georg... „fasse Dich. Mit dürren Worten habe ich es ausgesprochen, was uns heute bevorsteht. In solcher Angstzeit ist es Sünde, die Dinge zu vermänteln, man muß sie nennen, wie sie heißen, denn die bange Hoffnung ist ein ärgerer Feind in uns, als der offenbare Feind es draußen vor uns ist. Fasse Dich, Geliebte, laß nicht die kurze Zeit, die mir zum Abschied von Dir gegönnt ist, uns durch Furcht und Zagen verkümmern. Wenn der Schwede sein Orgellied auf's Neue beginnt, ruft mich die Pflicht auf die Bastion hinaus, ich darf nicht weich und kleinmüthig sein, denn unsere Leute brauchen das Beispiel des Muthes und der Begeisterung zum Kampfe, und wäre ich denn Deiner Liebe werth, wenn ich nicht das Heiligste für das Heiligste einsetzen wollte? Warum wollen wir uns denn

selbst mit Furcht schlagen? Stehen wir nicht in der Hand Gottes? Wie er will, geschieht's; wir können nicht daran mäkeln und wenden."

Der ehrwürdige Superintendent war tief erschüttert von der Gewißheit, daß der heutige Tag entscheiden sollte über das Geschick der Stadt.

„Wie heißt es im Buche Hiob?" hob er an zu sprechen... „es will mich gemahmen, daß Pirna ein Hiob geworden, zu dessen Prüfung der Herr dem Satan die Macht gegeben und gesagt: „Siehe, Alles, was er hat, sei in Deiner Hand." Ja, mit dem Dulder Hiob können wir sprechen: „So wachsen mir Disteln für Waizen und Dornen für Gerste."

Es folgte eine lange Pause. Tugendreich hielt voll Angst Georg umschlungen, sie zitterte unter der Möglichkeit des Gedankens, es könne der Abschied für's ganze Leben sein, den sie jetzt feierte in der bangen Stunde. Plötzlich erschütterte ein ungeheurer Donner die Luft, die Fenster bebten. Die Schweden begannen ihre Karthaunen spielen zu lassen.

„Jetzt muß ich fort!" rief Georg, sich aus Tugendreichs Armen reißend.

„Nicht ohne Segen, mein Sohn," sprach der Superintendent.

„So sei es, Hochehrwürden! wer bedarf des Segens mehr als Einer, der zum Kampfe geht und doch

nicht die Furcht aus seinem Herzen los werden kann, daß Alles vergebens sei gegen die Uebermacht des Feindes."

Der junge Mann sank nieder zu den Füßen des ehrwürdigen Geistlichen, der seine Hände auf sein Haupt legend, mit tiefem Ergriffensein Worte des Segens sprach.

„Nun, geleite Euch Gott, mein Sohn, Ihr eilet, den Feind zu bekämpfen mit Eisen und Feuer; auch meines heiligen Amtes ist es, in solcher Stunde rüstig zu sein, wenn auch nicht mit Waffen, die die Hand führt, sondern mit denen, welche das Wort des Herrn uns in den Mund legt. Ich werde die Kirche öffnen lassen, daß Alle, denen das Herz schwer ist von Angst und Gefahr, mich darin finden und gemeinsames Gebet uns Alle tröste und stärke."

Der wiederholte Donner der Geschütze rollte über die Stadt hin. Georg, von seiner Verlobten bis hinunter an die Hausthür geleitet, eilte auf die Bastion am Dohnaischen Thore.

Eusebia bot ein wahrhaftes Jammerbild des Schreckens. In einem Winkel zusammengekauert, überließ sich die arme alte Person dem ganzen Eindrucke des furchtbarsten Schreckens. Alle Tröstungen und Ermahnungen ihres Brotherrn waren vergebens.

„Ach, jetzt kommt's, jetzt geht's in Erfüllung... wir haben Alles vorausgewußt," jammerte Eusebia... „der

liebe Gott hat's uns am Himmel gezeigt durch ein großes rothes Licht, wie noch kein Mensch es gesehen, und vor drei Jahren schon ist das Kochfleisch in den Töpfen blutroth geworden, so daß man's nicht hat genießen können*)..., o Gott, o Gott, das waren die Vorzeichen des jüngsten Gerichts, welches jetzt über uns einbricht!"

Der Superintendent wußte kein anderes Mittel, die verzweiflungsvolle Eusebia in Etwas zu beruhigen, als sie nebst seiner Tochter in die Kirche mitzunehmen, die sich bald mit jammernden Frauen und Kindern und waffenunfähigen alten Männern füllte, welche im Hause des Herrn die einzige Sicherheit in diesen grauenvollen Angststunden zu finden hofften.

Der blutige Ernst hatte begonnen. Die Geschütze der Schweden arbeiteten mit dämonischer Schnelligkeit, besonders war das Rondel am Dohnaischen Thore das Hauptaugenmerk der Feinde. Hier ras'ten die Kugeln mit furchtbarer Gewalt an die Mauern an, Minen flogen auf, und während dies geschah, ward der Stadtgraben mit Faschinen gefüllt. Die Belagerten ließen es an feuriger Antwort nicht mangeln, aber sie konnten nicht verhindern, daß die Karthaunenkugeln eine Bresche rissen, welche dem Feinde das Eindringen in die Stadt möglich machte. Zwei

*) Die pirnaischen Annalen von Petermann und Christian Heckel erwähnen diese vermeintlichen Vorzeichen.

Stunden hatte der Kampf geras't, als plötzlich von schwedischer Seite die Geschütze schwiegen, und nachdem sich der Pulverrauch ein wenig gelichtet, sah man einen schwedischen Offizier nebst einem Tambour dem Stadtthore nahen. Banner forderte die unbedingte Uebergabe der Stadt und des Schlosses, der Commandant verweigerte dieselbe und von Neuem erhob sich der Geschützdonner und kurze Zeit darauf unternahmen die Schweden den Sturm theils durch die Bresche am Dohnaischen Thore, theils am Schiffthore beim Salzhause und hinter dem Zwinger hinter der Pforte. Menschenleben waren im Preise tief gesunken; der gräßlichste Mord wüthete. Der Kampf am Dohnaischen Thore war der furchtbarste. Hier hatte ein eigener Unstern gewaltet. Das Schließgatter, welches die durch die Bresche eingedrungenen Schweden noch lange Zeit in ihrer Bemühung, in die Stadt einzudringen, hätte abhalten können, war beim Herunterlassen auf einen bei der Ausbesserung des Thores unachtsam zu weit vorstehenden Balken gestoßen und ging nicht ganz herunter, so daß die Feinde gebückten Leibes durchschlüpfen konnten; aber jeder solche Versuch bekam ihnen schlecht. Hier führte Georg Kadner die junge Bürgermannschaft, und diese, befeuert durch sein Beispiel und seinen Muth, leistete heldenmüthigen Widerstand.

„Drauf und dran!" rief Georg — „nur Ein Leben haben wir und das sei theuer verkauft! Besser gestorben,

als dem Feinde in die Hände gefallen — drauf und d'ran!" —

Und sein Zuruf wirkte zauberisch, es gelang den Schweden nicht, einzudringen, ohne von Kugeln niedergestreckt zu werden.

„Wer ist der Teufel, der uns hier den Paß wehrt!" schrie der feindliche Obrist Künemund wüthend — „schießt ihn zusammen, Scharfschützen!"

Aber der Befehl war leichter ertheilt als ausgeführt. Wie die schwedischen Scharfschützen auch ihre Büchsen auf ihn losbrannten, Georg blieb behütet vor jeder Kugel, er schien von einer unsichtbaren Macht geschützt zu werden.

„Laß ab, Wahnwitziger, die Stadt ist unser," schrie der Obrist ihm zu.

„So lange Ihr nicht hier steht, wo ich stehe, ist sie uuser!" entgegnete Georg.

„Du sollst Quartier (Pardon) haben!" war des Obristen Angebot — „bei meinem Kopfe, Du sollst Quartier haben, wenn Du weichst, kein Haar soll Dir gekrümmt werden."

„Schwedisch Quartier?" rief Georg — „bietet's dem Teufel, da kommt's an den rechten Mann. Wer sollte einem Schweden trauen! Drauf und d'ran, meine Freunde, keinen Schuß umsonst!"

Und wiederum knatterten die Gewehre, jeder Schuß schmetterte einen Schweden nieder. Dicht neben dem

Obristen fiel ein junger Offizier. Ein lauter Angstschrei entrang sich dem Munde des Ersteren.

„Arwed! mein Sohn!“ rief er. Die Kugel hatte das Herz des Jünglings durchbohrt, sein Leben mit einem Athemzuge verlöscht.

Eine furchtbare Wuth ergriff den Obristen. „Hund der Verdammniß!“ brüllte er Georgen zu — „den Mord sollst Du mir mit Deinem Leben bezahlen! Stürmt! Stürmt! Keine Schonung! Kein Quartier! Nieder mit den Bestien!“

Der Kampf entbrannte auf's Neue. Mitten durch das Schießen und das wilde Geschrei ertönte der Name: „Florian Szladek! verdammter böhmischer Hallunke!“ — Georg hatte den Genannten neben dem Obristen erkannte, und eine unsägliche Wuth ergriff ihn bei dem Anblicke des Treulosen.

Die kleine Schaar der todesmuthigen Bürger wurde immer dünner, aber sie wich nicht vom Platze, bis endlich in ihrem Rücken das Geschrei: „Die Schweden in der Stadt! Wir sind verloren! Rette sich, wer kann!“ ihren Muth erschütterte. Es war keine Täuschung, die Feinde hatten sich einen blutigen Weg hinterm Zwinger bei der Pforte in die Stadt gebahnt, und aus den Gassen scholl bereits das durchdringende Geschrei der Flüchtigen und Kämpfenden.

Der Commandant von Liebenau war von der wil-

den Fluth der in aller Eile nach dem Schlosse zurückweichenden Blauröcke mit fortgerissen worden, vergebens suchte er die Leute zum Widerstande zu bewegen, es war unmöglich, denn die Defensioner stürzten sich, aller Besinnung beraubt, den Blauröcken nach und nun ward die Flucht der Soldaten unaufhaltsam; nur die Bürger allein vertheidigten sich noch mit letzter Kraft am Elb- und Oberthore und warfen jeden Anlauf der Feinde zurück. Alles war verloren, auch Georg's kleine heldenmüthige Schaar, welche bis jetzt treu ausgehalten, büßte durch das Bewußtsein, die Schweden im Rücken zu haben, allen Halt ein, sie wich und zerstreute sich bald darauf in grenzenloser Verwirrung in die Gassen.

„Fangt die Bestie!" schrie der Obrist seinen Leuten zu, auf Georg deutend.... „fangt sie. Der Schurke soll schwedische Rache kennen lernen, da er schwedisch Quartier verachtet und meinen Sohn banditenmäßig niedergeschossen hat. Fünfzig Ducaten Dem, der mir die Canaille bringt!" Das Eindringen der Schweden unter dem Gatter hinweg konnte nicht mehr gehemmt werden, sie waren Herren des Thores.

Eine wilde Hetzjagd tobte hinter dem fliehenden Georg her, welcher, von allen seinen Mitkämpfern verlassen, nur in schleunigster Flucht seine Rettung finden konnte. Hinter ihm drein erscholl die Stimme Florians:

„Heute verkaufe ich Dich um funfzig Ducaten oder Du stirbst von meiner Hand!"

Vertraut mit der Oertlichkeit, entrann der Fliehende den hinter ihm herbrausenden Kugeln seiner Verfolger, die bald zu der Einsicht kamen, daß sie seiner nicht habhaft werden würden; nur Einer blieb unablässig hinter ihm wie ein Schweißhund auf der Fährte des Wildes — Florian Szladek. Eben wollte Georg, keuchend von dem angestrengten Laufe, denn aus allen Gassen ertönte das Sieges- und Mordgeschrei der in Masse eingedrungenen Schweden, bei der Apotheke des Herrn Jacobäer vorüber, als er über einen Stein fiel. Kaum hatte er sich aufgerafft, als auch Florian wie ein Stoßvogel auf ihn zustürzte. Rachewuth und Verzweiflung kämpften nun gegen einander; aber Florian Szladek war der Stärkere, und Georg sank mit Wunden bedeckt zu Boden; doch in selbem Augenblicke, als sein Besieger ihn fortschleifen wollte, um ihn der Rache des Obristen auszuliefern, stürzte er selbst, von einer Kugel getroffen, zusammen.

Der Blutthaten geschahen viele; die vom Sturme in Raserei gebrachten Schweden tödteten in den Gassen 366 fliehende Kämpfer. Mit Grausen wendet sich der gebildete Geist ab von den Gräuelscenen, die der Einnahme der Stadt folgten. Was nur rohe, bestialische Wuth zur Marter und Qual besiegter Feinde ersinnen konnte, wurde verübt. Weder Greise, noch Kinder, noch Frauen blieben

von der Mordsucht verschont, die Thräne hatte ihr Anrecht auf Barmherzigkeit verloren. Mit der Lust der Raubthiere warfen sich die Schweden auf die Unglücklichen, die sie auf den Knieen um Gnade flehend, in den erbrochenen Häusern fanden, und glücklich waren Die, welche erschlagen oder erdrosselt wurden, bejammernswerth aber Die, an denen man Qualen aller Art (unter denen der sogenannte Schwedentrunk *) die häufigste war) versuchte, um sie zum Geständniß, wo sie ihr Geld verborgen, zu treiben.

Selbst das Gotteshaus war den entmenschten Wütherichen nicht heilig. Als der Schreckensruf: „Die Schweden in der Stadt! rette sich, wer kann!" erscholl, hatte der Superintendent, da die Kirche von Hunderten, meist Frauen und Kindern, gefüllt war, welche Alle am Altare Gottes Schutz vor der teuflischen Mordlust der Feinde zu finden hofften, die Thüren fest schließen lassen. Welche Stunde des Jammers! Viele schrieen hell auf zu Gott um Barmherzigkeit, Andere schluchzten, wieder Andere waren vor Todesangst fast wahnsinnig geworden, sie rannten in der Kirche umher wie Tolle. Mütter mit

---

*) Der sogenannte Schwedentrunk, das gewaltsame Einfüllen von Mistjauche in den Leib der Unglücklichen, stammt von den Croaten her; diese betrieben es zuerst im 30jährigen Kriege.

Säuglingen auf den Armen rauften sich die Haare in wilder Verzweiflung, junge Mädchen verkrochen sich in Winkel, unter Bänke und Stände. Vergebens versuchte der ehrwürdige Superintendent die Angstvollen durch laut gesprochenes Gebet zu beruhigen, nur Wenige nahmen Theil daran und der gräßliche Wirrwarr von Stimmen und Schluchzen und Schreien verwirrte den vorbetenden Superintendenten, der nicht vom Altare wich, zuletzt selbst. Die Eusebia lag mehr todt als lebendig in einem Betstübchen neben dem Altare, Tugendreich kniete dicht neben ihrem Vater, sich an ihn anklammernd, sie war ihrer Sinne nicht ganz mächtig, denn zuweilen fuhr sie empor und rief: „Sie haben ihn erschlagen! Georg ist todt!" und dann brach sie in einen Thränenstrom aus und sank wieder zusammen zu des Vaters Füßen gleich einer gebrochenen Lilie.

Wildes, wüstes Geschrei umräs'te bald die Kirche, Axtschläge donnerten an die sogenannte Schulthür und fanden in dem Innern des Gotteshauses einen schauerlichen Widerhall. Unter den gewaltigen Hieben borst die Thür auseinander und mit wildem Geheul brachen die Schweden herein.

„Der Friede Gottes sei mit Euch und uns!" rief der ehrwürdige Superintendent den Beute- und Mordlustigen entgegen, aber in dem rasenden Getümmel verhallte sein Wort. Bald deutete Angstgeschrei an, daß die Gräuelverüber auch selbst das Haus des Herrn nicht verschon-

ten. Der Mord war losgelassen, mit teuflischer Gier stürzte sich die aller Menschlichkeit entwöhnte Soldateska auf die Wehrlosen. Blut floß, Leichen bedeckten die Stufen des Altars, viele Frauen und Jungfrauen wurden die Beute der rohesten Sinnenlust der Entmenschten, welche keine Achtung vor Unschuld und Heiligthum kannten. Erst der Eintritt einiger Offiziere, denen sich der ehrwürdige Superintendent zu Füßen warf und um Erbarmung und Einhalt des gräßlichen Wüthens flehte, brachte eine Aenderung zu wege. Der Mordlust und bösen Gier der Soldaten in der Kirche wurde nun durch Aufstellung einer Schutzwache gewehrt.

Die Tage, von denen die Schrift sagt, daß sie den Menschen nicht gefallen werden, waren über Pirna gekommen. Banners Teufel wütheten drei Tage hinter einander in der unglücklichen Stadt, während er selbst noch am nämlichen Tage, als die Stadt erobert worden war, mit 6000 Mann über die Elbe setzte und einen Zug gegen die Bergfeste Stolpen unternahm, die jedoch nicht in seinen Besitz kam; dagegen aber empfand das Städtchen die Wuth seiner Soldaten, welche es fast gänzlich durch Feuer in einen Schutthaufen verwandelten. Dann kehrte er zurück nach Pirna.

Erst am 26. April durchritt auf seinen Befehl der General-Rumormeister im Geleite von 50 Mann Soldaten und 12 Tambouren die Gassen Pirna's, die plün-

dernden und mordenden Krieger in's Lager abzurufen und den Gräueln Einhalt zu thun. Bei Lebensstrafe wurde den Einwohnern befohlen, nicht aus ihren Häusern zu weichen, auch in der Kirche, wo noch Hunderte von unglücklichen Bürgersfrauen nebst ihren Kindern sich aufhielten, da sie den von der schwedischen Schutzwache gesicherten Ort für die einzige Zufluchtsstätte, die ihnen gelassen worden sei, ansahen, wurde der Befehl bekannt gemacht; aber die Angst hielt Alle zurück. Zornentbrannt über diese Nichtachtung seines Befehls, kam Banner selbst mit bloßem Degen und aufgestrichenen Aermeln hinein und ließ Alle mit Gewalt hinaustreiben. Draußen aber war eben so wenig Sicherheit, denn von der Feste Sonnenstein donnerten die Geschütze herunter, und die Kugeln machten jeden Schritt auf den Gassen lebensgefährlich.

Die Stadt glich einem Kirchhofe, so still und todt war es in ihr geworden. Die Zeugen der Gräuel lagen verstümmelt und unbeerdigt auf den Gassen, und Angst und Wehe hatten Einzug gehalten in den Bürgerhäusern.

IV.

Wenn die Verrätherei der böhmischen Exulanten eines Beweises bedurfte, so konnte kein schlagenderer gefunden werden, als ihre Theilnahmlosigkeit bei der Vertheidigung der Stadt und der besondere Umstand, daß am selben Tage, als die Schweden stürmend die Stadt

erobert hatten, General Banner einen Offizier mit einer Schutzwache dem Archidiacon, Herrn Abraham Winkler, zuschickte und denselben zu einer Conferenz zu sich beschei- den ließ. Winklers Verrath war es gewesen, dem er die genaueste Kenntniß von allen Vertheidigungsmaaßre- geln und Mitteln der Stadt verdankte. Florian Szladek war an jenem Abende dem Archidiacon zur rechten Stunde gekommen, um am nächsten Morgen mit einem ausführ- lichen Schreiben desselben in's schwedische Lager bei Frei- berg geschickt zu werden. Florian brütete Rache. Konnte er sie besser und sicherer finden, als wenn er unter Ban- ners Kriegsvolk sich anwerben ließ und mit diesem vor die Stadt zog? Seine Phantasie glühte vor Lust, wenn er sich als Sieger in die Wohnung seines Wohlthäters eindringen, Tugendreich in seiner Gewalt sich dachte. Er schrie auf vor Jubel bei dem Gedanken, in Georgs Blut sich rächen zu können. Das Schicksal schien ihm den Wunsch zu erfüllen, Georg sank wundenvoll zu seinen Füßen, da streckte ihn selber eine Kugel nieder.

Vergebens verdoppelte Obrist Patrik Künemund die ausgesetzte Belohnung für Den, welcher ihm den Mörder seines Sohnes einliefern werde, er war nirgends zu fin- den und der rachedürstende Obrist mußte sich mit der Ueberzeugung begnügen, daß Georg zu den Todten ge- höre, die man in ein paar ungeheure Gruben geworfen hatte, um ihrer los zu werden.

Im Hause des ehrwürdigen Superintendenten herrschte große Traurigkeit. Tugendreich verging fast in Thränen, denn obwohl schon vierzehn Tage seit jenem unglückseligen 23. April verflossen waren und sie immer noch Hoffnung gehabt hatte, Georg sei noch am Leben und ihm nur unmöglich, ihr Nachricht zu geben, so verschwand diese Hoffnung doch von Tag zu Tage mehr, da keine Spur Georg's sich entdecken ließ. Die alte Eusebia tröstete freilich ihr Jungfräulein nach Kräften, aber da wollte keine Tröstung verfangen.

„O schweige doch, schweige, das sind ja Alles nur Worte, und wenn auch noch so aufrichtig gemeint, wie es von Deiner Seite nicht anders sein kann, so kommen sie doch nicht aus einem Herzen, das je geliebt hat und den Schmerz um den Verlust des Geliebten kennt," wies Tugendreich die Tröstungen Eusebia's zurück.

„Oho, Jungfräulein," antwortete die alte gute Magd.... „wie das thut, weiß ich wohl, wenn's bei mir auch gerade verkehrt zugegangen ist, als bei Euch. Ich habe, wie ich noch ein junges Ding war, auch Einen freßlieb gehabt und immer gedacht, wenn der Dich freien möcht', schlägst gleich zu; aber mit dem Zuschlagen wurde Nichts, ich hatte mich verrechnet. Er hatte nämlich von mir Nichts wissen wollen, weil ich 'n blutarmes Thier war, und hat 'ne Andere gefreiet. Ja, ja, liebes Jungfräulein, da bin ich auch schier närrisch d'rum geworden und hab's nicht

einmal aussagen dürfen, weil mich die Leute sonst ausgelacht hätten. Wer hat denn von meinem Herzen was gewußt? ob's ganz oder zerbrochen ist, hat Niemand bekümmert. Wie ich den großen Gram verwürgt hatte, so in aller Stille, habe ich mir's fest vorgenommen, 'n lediges Weibsbild zu bleiben mein Leben lang. Jetzt freit mich schon Keiner mehr, weil mein bissel einziger Reichthum, die Jugend, weg ist. Das ist mir aber ganz recht, ich habe keine Sorge mehr auf dem Halse."

Vor dem Vater Superintendenten mußte Tugendreich ihren Schmerz unterdrücken; denn die ohnehin tiefe Trauer, welche über das Schicksal der Stadt des ehrwürdigen Mannes Gemüth bedrückte, zu vermehren durch häuslichen Gram, dünkte ihr ein Verbrechen an seinem Herzen. Sie schwieg daher in seiner Gegenwart von Allem, was ihn nur noch mehr verdüstern konnte.

Draußen lagerte der Mai wie ein fröhliches Kind auf Höhen und Ebenen, im frischen, saftigen Grün, und streuete Blüthen aus seinem reichen Füllhorne aus, aber auf Meilen weit um Pirna war die Maipracht nur zum grellen Gegensatz des Fluches geworden, den die Schweden über alle Ortschaften ausgossen. Raub, Brand und Mord waren die drei eng Verbündeten der Soldatenbanden, die zu Einbringung von Lebensmitteln oder auf Recognoscirung die Umgegend durchstreiften.

Mancher, der sich dem Elend in Pirna durch rechtzei-

tige Flucht entzogen und sich geborgen glaubte in den Bergen des Elbhochlandes, ward daselbst noch das Opfer der schwedischen Grausamkeit, die ihre Spuren überall hintrug, denn bald wurden die steilen Felspartien und die Abgründe das Ziel feindlicher Nachforschungen, nachdem man einmal die Gewißheit hatte, daß sich eine Menge Flüchtlinge nebst ihrer besten Habe dort verborgen hielt.

Jeder neue Tag brachte neues Elend über Pirna. Da lag manches Haus in Trümmern, wo sonst das Glück friedlichen Stilllebens gewohnt, und täglich spürte die Rachsucht der Soldaten auf's Neue in den Häusern umher und nahm den Armen noch das Wenige, was ihnen geblieben war.

Wie auch der Rath den General Banner anlag, der Zügellosigkeit zu steuern, so fruchtete doch selbst der versprochene Schutz des Generals Nichts, täglich wiederholten sich die Klagen, denn täglich mehrte sich der Uebermuth der Truppen und ihr schändliches Treiben.

Der Superintendent hatte nicht ohne inneres Widerstreben einen Schritt gethan, von dem er ein gutes Resultat für das Wohl der unglücklichen Einwohner hoffte; es galt nämlich, durch den Archidiacon bei General Banner für die Stadt einiges Mitleid zu erwecken.

Der Archidiacon empfing ihn kalt, abstoßend, und wenn auch des ehrwürdigen Superintendenten Herz von diesem wenig geistlichen Wesen sich tief verletzt fühlte, so über-

wand er doch, das große Ziel im Auge festhaltend, jede Regung dieser bitteren Empfindung.

„Meine Tage sind dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras," hob er an. „Ach, diese Angstworte des Psalmisten sind eine traurige Wahrheit in Betreff unserer guten Stadt geworden. Ihr, Herr Confrater, habet Gnade gefunden vor des gewaltigen Kriegsherrn Banner Auge und so wende ich mich vertrauensvoll an Euch, mit der Bitte: Wollet dem mächtigen Kriegsherrn gut zureden und ihn geneigt machen zum Mitleid mit unserer Stadt Unglück!"

„Ich?" rief der Archidiacon. .. „seid Ihr schon so sehr heruntergefallen von der Leiter Eures Hochmuthes, daß Ihr mich anrufet? und wisset doch meine Meinung! Habt Ihr fest gehalten an dem widernatürlichen Bündnisse Eures Herrn, des Churfürsten, der mit dem Erzfeinde gegen die Schweden kämpft, so haltet auch demüthig jetzt die Streiche aus, die Ihr verdient habt. Ich verliere kein Wort der Bitte um der Abtrünnigen willen, die gleich Knechten, ohne zu prüfen, ihres Herrn Wort erfüllen. Ihr habt Menschenbefehle gehorcht, der Forderung Gottes aber Euer Ohr verschlossen. Tragt auch den Lohn."

Der Superintendent schwieg erschüttert von dem ihm gemachten schweren Vorwurfe. Dann sagte er: „Ich hätte wissen sollen, was von Euch zu erwarten gewesen,

denn wer Verrath üben kann, hat ein falsches, schwarzes Herz. Ich will Euch keinen Vorwurf machen, aber ich bin sicher, daß die Undankbarkeit ein böses Roß ist, das über lang oder kurz seinen Reiter abwirft und mit Huftritten zahlt. Ich will, wenn ich Euer Haus verlasse, den Staub von meinen Schuhen schütteln, damit er mich nicht verunreinige."

„Thut das, Hochehrwürden, es wird Eurer Frömmigkeit zuträglich sein. Und damit Ihr auch eine gute Nachricht mitnehmet," fuhr der Archidiacon mit gleißnerischem Hohne fort.... „so wisset, daß die Exulanten, welche Euch und vielen Andern, die in Euer Horn blasen, ein stechender Dorn im Fleische sind, Pirna nicht allzulange mehr mit ihrer Gegenwart beschweren werden, denn es ist ihnen von dem gnädigsten Herrn General Banner das Versprechen gegeben worden, daß die Schweden deren Recht an ihre böhmischen Güter und Liegenschaften vertreten und sie zurück nach ihrer Heimath führen werden. Auch mich werdet Ihr dann los, Hochehrwürden, ich weiß, das macht Euch Freude, Eures allergnädigsten Churfürsten Durchlaucht wird's jedoch wurmen, daß er uns, die wir Gottes Wort über sein Wort setzen und nicht Verräther an unserm Heiligsten werden wollen, nicht bei den Köpfen kriegen kann."

Der Superintendent war nicht wenig von dieser Ankündigung überrascht, aber sein so wenig haßsüchtiges

Herz vermochte nicht, auch nur den Schimmer einer Freude über dieselbe zu empfinden.

„Herr Confrater, habt Ihr und Eure Freunde denn auch recht bedacht, was es heißt, das Gewisse für's Ungewisse zu geben?“ fragte er mit Herzlichkeit. „Steht Ihr und die böhmische Gemeinde uns auch recht feindselig gegenüber, so ist doch Gott mein Zeuge, daß ich keine Lust daran habe, zu denken, Ihr Alle stürztet Euch in's Unglück. Der Krieg ist ein loses, böses Spiel; was heute gewonnen wird, geht morgen wieder verloren. Die böhmische Heimath dürfte keine gesegnete Heimath für die Rückkehrenden werden. Wenn die kaiserlichen Kriegsvölker nun den Schweden den Sieg entreißen, was dann? viel protestantisches Blut möchte in dem Falle die böhmische Erde tränken.“

„Laßt Euch das nicht bekümmern, Hochehrwürden,“ antwortete der Archidiacon in stolzer Sicherheit.... „übrigens danke ich Euch für den guten Rath und will Euch einen andern dafür nicht schuldig bleiben. General Banner wird nächstens einen Zug nach der Oberlausitz und Böhmen thun, zur Blockirung des Sonnensteins aber den Herrn Obrist Künemund in der Stadt als Commandanten zurücklassen. Dieser Herr ist der Stadt Todfeind, weil beim Eindringen in's Dohnaische Thor sein einziger Sohn das Leben verloren. Schafft ihm den Mörder zur Stelle, so erzeigt Ihr der Stadt eine große Wohlthat,

denn Ihr wendet den Haß des ergrimmten Obristen von ihr ab."

„Wie kann ich das?!" rief der Superintendent.... „und wer kann überhaupt wissen, wie der junge Herr das Leben verloren! Im Kampfe fällt wohl Mancher, ohne seinen Mörder zu kennen."

„Der Mörder war Eurer Jungfräulein Tochter Verlobter, der Georg Kadner, und schwer fällt seine Schuld in die Waage, da der Herr Obrist ihm Quartier angeboten hatte."

„Erbarm' sich Gott! der Georg?"

„Er lebt noch.... Ihr wißt seinen Versteck, Hochehrwürden," sagte ihm der Archidiacon auf den Kopf zu, denn der Schreck des Superintendenten schien ihm eine Ueberzeugung von dessen Kenntniß des Asyls Georgs zu sein. Nach einer Pause fügte der Archidiacon mit scharfem Hohne hinzu: „Seht doch, wie edel Ihr seid!.... Anderer Mitleid für die Stadt ruft Ihr auf, aber Ihr selbst bringt derselben kein Opfer."

Empört von diesem schnöden, ihn entwürdigenden Vorwurfe, rief der Superintendent, welcher sonst seine Empfindungen wohl zu beherrschen verstand und nie einer Aufwallung Raum in seinem Herzen zu gestatten pflegte: „Nur Einer, der eine Ischariothsnatur besitzt, ist zum Verrathe geschickt, ich bin es nicht; behüte mich Gott, daß Jemand mich einer Falschheit zeihen könne. Wüßte ich

von Georg Kadner Etwas, so würde ich ihn trotzdem nicht verrathen, aber ich weiß Nichts von ihm; der allmächtige Gott sei mein Zeuge, daß ich ihn nicht anders als todt weiß. Gehet hin zu den Schweden und saget ihnen, daß nicht Alle, die noch das Leben haben in dieser armen, vom schwersten Unglück heimgesuchten Stadt, Eures Gleichen sind."

Mit einem Blicke der tiefsten Verachtung verließ der ehrwürdige Mann den Priester des Verraths, der wenig davon berührt, nach einigem Nachdenken zu sich sagte: „Er weiß wirklich Nichts von Georg Kadner.... er würde sonst nicht Gott zum Zeugen angerufen haben, darauf kenne ich ihn.... Hm, ich glaubte ihn auf falscher Fährte zu finden.... ich hätte ihn da am Herzen gepackt.... er hätte mir mit Seelenangst den mir in der Rathsversammlung öffentlich gemachten Vorwurf bezahlen sollen."

Des Archidiacon Worte hinsichtlich des Abzugs Banners bestätigten sich. Am 6. Mai verließ er Pirna, dessen Commandantschaft er dem Obristen Künemund übertrug. War auch somit der größte Theil der Placker und Quäler abgezogen, so blieben doch gerade noch genug zurück, um die Einwohner auf's Aeußerste zu drücken. Bald zeigte sich's, daß die flehendlichsten Bitten um Schutz vor den Molesten, mit denen die Soldaten die Bürger rastlos quälten, an dem bösen Willen des Obristen abprallten. Von einem Einhaltthun der Schändlichkeiten war keine Rede,

und somit waren die unglücklichen Einwohner allen den Drangsalen, die nur die gemeinste Rohheit und Raubsucht verüben kann, Preis gegeben.

In der That hatte Pirna das eigenthümlichste Unglücksloos gezogen; nicht nur, daß es von den Feinden zum Schauplatz der abscheulichsten Gräuel gemacht wurde, sondern es litt auch von seinen Freunden große Beschwernisse.

Der Schweden ganzes Streben war auf Eroberung des festen Schlosses gerichtet, doch alle ihre Bemühungen wurden durch die Wachsamkeit der auf dem Sonnenstein Belagerten vereitelt. Der Krieg war solchergestalt unmittelbar auf die Stadt beschränkt, von welcher aus die Schweden die heftigsten Angriffe unternahmen, während die Besatzung des Sonnensteins mittelst ihrer gut bedienten Geschütze stets einen Kugelregen auf sie herabschleuderte, welcher, wie ganz natürlich, der Stadt nicht wenig Schaden that.

Dies war ein Theil der Ursache, daß der Obrist Künemund nur einige hundert Mann in der Stadt ließ, da er fürchten mußte, durch einen rasenden Entschluß der Belagerten sein ganzes Kriegsvolk unter den Trümmern der Häuser begraben zu sehen, und weil er zweitens bedeutende Mannschaft dazu verwenden mußte, um jeden den auf dem Schlosse Belagerten zu Hilfe kommenden Succurs zurückzuschlagen, was jedoch ebenfalls nicht ge-

lang, da die churfürstlich sächsischen Truppen unter blutigen Kämpfen das feste Schloß mehrere Male verproviantirten und mit frischer Munition versorgten.

Wüthend über diese Vereitlung aller seiner Anstrengungen, rief der Schwedenobrist Hilfstruppen herbei, und ehe noch der Mai zu Ende ging, erschienen unter der Anführung des Obersten Gestisky, eines Böhmen, 12 Fahnen und unter der des Obersten Oesterling, eines Hallensers, 8 Fahnen Fußvolk, welche, ein Jammerbild der Abgerissenheit, denn zum größten Theil waren diese Mannschaften barfüßig und ihre Uniformen glichen einer Lumpensammlung, zwei Tage lang auf dem Markte lagerten, bevor sie in die Häuser gelegt werden konnten. Daß nun die Eroberung der Festung mit größerem Nachdruck geführt werden würde, war vorauszusehen, und der Ernst ließ nicht lange auf sich warten. Indeß, der Schweden Mühe war vergeblich, jeder Sturm trug ihnen nur Verluste, statt Sieg ein.

Der einzige Ort, wo die Einwohner sich noch zuweilen versammelten, war die Stadtkirche, welche wieder gereinigt, den Unglücklichen als Haus des Trostes offen stand.

Am letzten Maisonntage hatte der ehrwürdige Superintendent den Gottesdienst gehalten. Seine Worte, gegründet auf den Ruf des Propheten Jesaias (21. K. 11. V.): „Man ruft zu mir aus Seir: Hüter, ist die

Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin?“ hatten in Aller Herzen den tiefsten Eindruck gemacht, reichlich flossen die Thränen, denn da war ja Niemand, auf dem die Nacht des Unglücks nicht wie ein unabwälzbarer Alp lag. Als der Gottesdienst geendet war, wartete Tugendreich am Eingange in die Sacristei auf den Vater. Ein schwedischer Soldat ging hart an ihr vorüber, sie scharf in's Auge fassend. Die Jungfrau zitterte vor Angst unter diesem Blicke.

„Ihr seid doch des Herrn Superintendenten Jungfer Tochter?“ fragte er.

„Ja,“ stammelte die Gefragte.

„So ist das für Euch, verbrennt's aber gleich, wenn Ihr nach Hause kommt.“

Mit diesen Worten schob der Soldat ihr ein zusammengebrochenes Papier in die Hand und ging rasch weiter.

Tugendreich, eben so erstaunt als erschrocken, wußte nicht, was sie von diesem Vorfalle denken sollte, das in ihrer Hand befindliche Papier erinnerte sie jedoch daran, daß es nach Aussage des Mannes für sie bestimmt sei, daher öffnete sie es und — welche Ueberraschung! Georgs Namensunterschrift stand unter den Worten: „In der Apotheke habe ich ein Asyl gefunden — ich lebe noch und mein einziger Wunsch ist, Dich, theures Wesen, zu sehen.“

Der Vater wurde von einigen Bürgern aus der Sacristei nach Hause begleitet — wie gern hätte sie ihm die frohe Nachricht mitgetheilt, aber sie mußte schweigen, bis sie mit ihm allein war. Dann gab sie ihm das Blatt mit den Worten: „Die Todten stehen auf, hier ist der Beweis.“

„Ja, das ist seine Hand,“ stimmte der ehrwürdige Mann bei.... „aber ich kann nicht fröhlich sein wegen dieser Entdeckung, denn der geringste Verrath des Geheimnisses, daß er noch unter den Lebenden ist, kann ihn der Rache des Obersten Preis geben, und dann erst wäre sein Tod sicher.“

Tugendreich erfuhr jetzt erst, daß Georg der Gegenstand des heftigsten Hasses des Schwedenobersten sei, der Vater hatte ihr noch Nichts davon gesagt.

„Großer Gott!“ rief sie, „muß denn in jede unserer Freuden Angst und Sorge ihre gallebittern Wermuthstropfen mischen! O Vater, Vater, er muß gerettet werden, der schwedischen Rache darf er nicht anheim fallen.“

„Gewiß, gewiß, aber wie? wir müssen erst wissen, auf welche Art er am Tage des Sturmes gerettet wurde. Daß Herr Jacobäer, der Apotheker, um seine Rettung weiß, ist sicher. Nach Tische werde ich zu ihm gehen und über Alles Erkundigung einziehen.“

Tugendreichs Herz schlug hörbar, als der Vater zu dem Gange das Haus verließ, sie schaute ihm nach und

sank betend auf ihre Kniee nieder. Hoffnung und Furcht, Liebe und Angst stritten gleich mächtig in ihrem Herzen. Die Zeit dünkte ihr mit Bleigewichten beschwert, die die Minuten im flüchtigen Verrauschen aufhielten. Endlich nach einer Stunde kehrte der Superintendent zurück.

„Lebt er wirklich?“ rief sie ihm entgegen.

„Ja, mein Kind, Herr Jacobäer hat ihm das Leben gerettet,“ war die Antwort.

Mit einem Freudenschrei warf sich Tugendreich an des Vaters Brust, mitten im Unglück ein Sonnenstrahl des Glückes!

Herr Jacobäer hatte an jenem Tage, wo die Stadt von den Schweden erstürmt worden, sein Weib und Kind in einem der festen Keller, die zu seinem Laboratorium gehörten, verborgen; ihn selber litt es nicht in dem sichern Versteck, er mußte wissen, wie das Kampfglück sich wendete. Flüchtig hatte er, als die Schweden eindrangen, sein Haus wieder erreicht. Das wilde Geschrei der siegtrunkenen Soldaten scholl aus den Gassen über den Markt hin. Eben wollte Herr Jacobäer seine Officin verlassen, um sich bei Weib und Kind zu verbergen, als er, einen Blick über den noch freien Markt werfend, Georg Kadner von einem Schweden wüthend verfolgt und zwischen Beiden einen Kampf auf Leben und Tod in der Nähe seines Hauses entbrennen sah. Georg unterlag, wie bereits erwähnt, und eine Kugel aus einer Gasse

kommend, schmetterte Florian Szladek nieder. Von Menschlichkeit getrieben, die eigene Gefahr vergessend, eilte Herr Jacobäer aus dem Hause und trug den bewußtlosen, schwerverwundeten Georg herein, ihn in das Versteck seiner Familie bringend.

Die Fügungen des Schicksals sind wunderbar; Herrn Jacobäers Apotheke war eins der wenigen Häuser, die nicht die Wuth der zügellosen Soldateska erfuhren. Ein schwedischer Unteroffizier, ehemals als Knecht im Laboratorium Jacobäers arbeitend, ein Sachse, suchte, sich der Wohlthaten seines früheren Herrn erinnernd, sogleich das Haus desselben auf und ward dessen Schützer. Mitten unter den Gräueln blieb die Apotheke unversehrt und unangetastet, und dieser Umstand wirkte begünstigend auf die weitere Rettung Georgs, der unter der sorgsamsten Pflege Jacobäers und wohlgeborgen in einem Kellergewölbe, von seinen Wunden allmählig genas. Es war ein streng verschwiegenes Geheimniß, welches nur noch Langer, der schwedische Unteroffizier, kannte. Körperlich fühlte sich Georg wiederhergestellt, aber sein Gemüth war sehnsuchtskrank. Endlich erfüllte Herr Jacobäer ihm die Bitte, Tugendreich von seinem Leben Nachricht zu geben, und Langer übernahm diesen Auftrag.

Einige Abende später, es war schon ziemlich dunkel, geleitete Langer Tugendreich und Eusebia mit Bewilligung des Superintendenten in die Apotheke.

Welche Wiedersehensfreude! Tugendreich konnte vor Thränen kaum Worte finden, als sie in des todt Geglaubten Armen lag.

„Jetzt ist Alles gut geworden!“ rief Georg freudig ... „und nun, Herr Jacobäer, der Ihr mir das Leben gerettet durch Euren Beistand, und Ihr, Langer, treuer schweigsamer Freund im Feindesgewande, thut das Letzte an mir, gebt mir Mittel, aus der Stadt zu entkommen. Eure eigene Sicherheit steht auf dem Spiele, wenn ein unrechtes Auge mich entdeckt; bin ich aber der Stadt fern, so seid Ihr, brave Leute, vollkommen sicher.“

Diese Wahrheit fiel besonders in's Gewicht, da es leicht möglich, daß Langers Compagnie zum Ausmarsch commandirt wurde und die Verborgenheit Georgs dann gefährdet war, weil jedenfalls das Haus andere Einquartierung erhielt. Wenn es denkbar erschien, daß Georg unangehalten die Stadt verlassen konnte, so bot sich jetzt, wo eine Menge neues schwedisches Fußvolk in die Stadt gekommen, der günstigste Zeitpunkt. Langer sagte: „Laßt mich das gehörig bedenken, man muß da vorsichtig sein, wie der Teufel.“

Eben dies zerlumpte neuangekommene Fußvolk war für die Einwohner auch eine neue Plage geworden. Zucht- und ordnungslos überließ es sich allen möglichen Excessen. Auch der bisher noch unangetastete Friede der Superintendentenwohnung ward von ihnen gestört, indem ein Schwarm

dieser wilden Kriegsknechte hineindrang und sich Tugendreichs bemächtigte. Auf das Geschrei der Ueberfallenen kam ein zufällig in der Nähe des Hauses befindlicher Offizier herbei und befreite sie aus der Gewalt dieser zügellosen Soldaten. Der Superintendent ward dadurch zu dem Entschlusse bewogen, seine Tochter wo möglich außerhalb der Stadt in Sicherheit zu bringen. Dies konnte nur heimlich geschehen, denn die Schweden gestatteten Niemand, die Stadt zu verlassen.

Der Superintendent hatte auch Verwandte in dem Städtchen Königstein, dorthin sollte seine Tochter; denn sie nach Dresden in Sicherheit zu bringen, gehörte, da die Schweden die Gegend bis Blasewitz und Loschwitz zu beherrschten, für jetzt zu den Dingen der Unmöglichkeit. Für den äußersten Nothfall gab er ihr noch an seinen Freund, den Festungsprediger, einige empfehlende Zeilen mit, damit sie in dessen Familie Aufnahme fände. Das Herz blutete dem ehrwürdigen Manne, als er seine Tochter von sich lassen sollte.

Tugendreich hatte sich in das grobe Gewand eines Soldatenweibes gehüllt, welches mit dem Korbe auf dem Rücken die Stadt verließ. Langer war ihr Begleiter zum Thore hinaus. Er hatte Alles zur Flucht der Jungfrau veranstaltet. Ein kleiner offener Kahn lag am Ufer, der sie und Georg stromauf fahren sollte. Es war ein ge-

wagtes Unternehmen, aber es wurde im Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen unternommen.

Welch ein Abschied zwischen Vater und Tochter! Mit von Thränen erstickter Stimme gab der Erstere ihr seinen Segen, und die alte gute Eusebia betete in der Herzensangst, die sie um ihres Herrn Jungfer Tochter empfand, alle ihre Stoßgebetlein, und wie Tugendreich ihr die Hand zum Abschied reichte und sagte: „Pflege mir den Vater recht gut, Sebchen, daß er mich nicht so sehr vermißt, und bete für mich mit, wenn Du in unsre liebe Kirche kommst, daß der Herrgott es gut mache mit mir und wir, wenn das böse Kriegsvolk von unsrer guten Stadt abläßt, uns Alle gesund wiedersehen;“ da brach der alten treuen Magd schier das Herz vor Gram und sie rief: „O Herrgott, was ist das für eine schlimme Zeit, wo die Kinder aus dem Vaterhause flüchten müssen, damit sie gesichert bleiben an Seel' und Leib!“

Aber Worte thun's nicht, und Hilfe will die rechte Zeit, darum mußte Tugendreich fort, denn Langer kam, sie abzuholen. Der Superintendent, tief erschüttert von diesem Abschiede, schloß sich in sein Studierstübchen ein; die alte Eusebia aber begleitete Tugendreich hinunter in's Haus. Ehe sie jedoch von ihr schied, steckte sie ihr ein zusammengewickeltes Papierchen in die Hand und flüsterte: „Nehmt das von mir mit, herzliebste Jungfer, und hängt

es Euch um den Hals. Meine selige Frau Großmutter hat's getragen und meine verstorbene Frau Mutter auch, 's hilft gegen alle schlimme Zufälle und ist gut in aller Noth und Trübsal. Ich hab's bis heut' um den Hals gehabt, aber jetzt braucht Ihr der Hilfe viel tausend Mal nöthiger, denn ich ... was ist denn an mir altem Kukuk gelegen? aber Ihr seid jung und Euer hochehrwürdiger Herr Vater braucht" ... weiter brachte die gute alte Eusebia Nichts heraus, denn die Thränen hemmten ihr die Worte; der Langer trieb ernstlich, und wenige Augenblicke später hatte Tugendreich ihr Vaterhaus verlassen.

Das Herz schlug ihr hoch in der Brust, daß sie nur mit Mühe Athem schöpfen konnte. Bei der Apotheke ging ihr Weg vorbei; das war für Georg, der in der Tracht eines Bauernburschen ihrer wartete, das Zeichen, daß er in einer angemessenen Entfernung ihnen folgen sollte. Der Abend sank schon allmählig nieder. Langer und Tugendreich kamen glücklich zum Elbthor hinaus, und die Letztere saß bald in dem kleinen offenen Kahne, mit Angst und Zittern auf Georg wartend. Der aber kam nicht.

„Stoß' nur ab," sagte der Unteroffizier zum Schiffer ... „fahre langsam am Ufer hin, daß, wenn Dein zweiter Fahrgast Dich anruft, Du gleich bei der Hand bist."

„Um Gott, soll ich denn allein ...?"

„Wer weiß, was dem jungen Herrn vorgekommen, daß er es für nöthig befunden, am Ufer entlang zu gehen,"

tröstete Langer und gab dem Schiffer ein Zeichen, den Kahn schwimmen zu lassen. Der Unteroffizier blieb ihr zur Beruhigung noch so lange stehen, als er in der Dämmerung das kleine schwanke Fahrzeug längs dem Ufer hin fahren sehen konnte; dann ging er zurück, überzeugt, daß Georgen ein Unglück widerfahren sein müsse.

Als er unter's Elbthor kam, ward ihm Alles klar. Da stand Georg, mit auf den Rücken gebundenen Händen zwischen einer Eskorte von vier Mann, die ihn soeben in's Gefängniß bringen wollte, und wie sie abmarschirten, rief dem Gefangenen die Stimme eines Soldaten nach: „Laßt Euch was Gutes träumen, junger Herr, von mir, dem Florian Szladek, Eurem Busenfreunde. Hat mich recht gefreut, Euch hier so unverhofft wieder gesehen zu haben, und auch des Herrn Obristen Gnaden werden sich sehr über das Wiedersehen mit Euch freuen."

Diesen Worten folgte ein gellendes Gelächter der Soldaten.

Wohl niemals hatte Florian Szladek eine größere Wahrheit ausgesprochen, als, da er dem Gefangenen die Versicherung nachrief, daß Obrist Künemund sich seines Wiedersehens freuen würde. Für die Einwohner der unglücklichen Stadt war der Obrist bis jetzt ein harter, unerbittlicher Feind gewesen, der keinem Flehen um Erbar-

mung sein Ohr lieh; sein wildes, von Haß und unbefriedigter Rache erfülltes Gemüth ergötzte sich an den Leiden der Unglücklichen, die er, vermöge seiner Macht, über sie verhängen konnte, und mithin kam ihm keine Gelegenheit erwünschter, mehr des Unglücks auf die Bürger zu häufen, als eben die Habhaftwerdung Georgs. Dies Ereigniß zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen, in welche, wie er hoffte, mehrere der angesehensten Bürger verwickelt werden mußten, um sie dann mit fürchterlicher Strenge als Feinde der Schweden zu strafen, war sein Vorsatz, und er freute sich, daß ihm das Geschick die Gunst erzeigt hatte, sich doppelt rächen zu können.

Florian Szladek ward zum Feldwaibel ernannt zum Lohne für seinen treuen Dienst, und der Herr Obrist bediente sich, da Florian nicht nur eine vollkommene Kenntniß der Oertlichkeit, sondern auch der Familien besaß, seiner als getreuen Beistand in Allem, was hinsichtlich dieser beiden Gegenstände vorkam. Die Verletzung, welche dieser Verräher durch die Kugel empfangen hatte, war nicht tödlich gewesen, und der Zufall hatte sich ihm günstig genug erzeigt, daß mehrere seiner Kriegskameraden ihn in ein Haus trugen und er unter den vielen Verwundeten des schwedischen Kriegsvolks einer der wenigen Glücklichen war, welche, trotz der mangelhaften und ziemlich schlechten Verpflegung der Kranken, genasen. Bei seinen Landsleuten, den böhmischen Exulanten, welche auf be-

sondern Befehl Banners die einzigen Geschützten in der Stadt waren, fand Florian reichliche Unterstützung und hatte Gelegenheit, Erkundigung über Georg einzuziehen, von dem jedoch Niemand Etwas wußte, was endlich auch ihn zur Annahme der Ueberzeugung verleitete, Georg gehöre nicht mehr unter die Lebenden. Es mußte so sein, denn selbst sein Umherspüren in der Nähe der Superintendentenwohnung brachte kein anderes Resultat heraus und eben darum war er nicht wenig überrascht, als er, auf der Wache am Elbthore sich befindend, Georg als Bauer verkleidet erkannte.

Für den Entdeckten war kein Entkommen möglich, sein Schicksal trat im Nu als drohendes Gespenst vor seine Augen; der Rache seiner Feinde verfallen, sah er sich verloren, und der einzige Trost in dieser traurigen Erkenntniß blieb ihm der Gedanke, daß Tugendreich jedenfalls gerettet sei, denn ganz richtig überlegte er, daß, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, Florians Hohn dies sicher nicht verschwiegen haben würde.

Langer brachte die Schreckensnachricht mit nach Hause.

„Großer Gott im Himmel, wenn der Unglückliche uns verräth ... welches Schicksal steht uns bevor!“ rief Herr Jacobäer in höchster Angst.

„Ich wenigstens bekomme die Kugel vor den Kopf,“ antwortete Langer ... „Obrist Künemund ist ein Teufel

in Menschengestalt, jeder Soldat kennt ihn als solchen. Schonung und Gnade sind ihm fremde Dinge."

Daß dies die vollste Wahrheit sei, kannten auch die Bürger aus eigner Erfahrung. Wiederholt hatten sie ihn gebeten, ihnen die schwere Contribution von wöchentlich 100 Thalern zu erlassen oder wenigstens zu mindern, da die übrig gebliebenen Bürger zu mittellos wären, um diese Zahlung leisten zu können.

„Da sehet Ihr zu, Ihr seid unsere Feinde," war des Obristen Antwort gewesen, und zugleich erfolgte der Befehl, unnachsichtig diese Contribution einzutreiben.

Georg hatte eine furchtbare Nacht durchwacht, erst am Morgen drückte ein bleischwerer Schlummer ihm die müden Augen zu, aber die Bangigkeit seiner Seele ward dadurch nicht beendet, wirre Träume, seiner fieberhaft aufgeregten Phantasie entstammend, ängsteten ihn. Bald sah er sich unter den Händen des Henkers, bald schwebte ihm Tugendreich in blutigem Gewande vor den Augen und dann wieder schlug eine ungeheure Lohe zum Himmel auf, die ganze Stadt stand in Flammen, verworrenes Angstgeschrei aus den brennenden Häusern drang zu seinen Ohren, das waren die Hilferufe der Unglücklichen, die ihren Tod in dem furchtbaren Brande oder unter den Trümmern ihrer zusammenstürzenden Wohnung finden sollten. Er wollte fliehen, diesem gräßlichen Loose entgehen, aber vor ihm aus dem Boden, an den seine Füße

sich gefesselt fühlten, wuchs eine riesige Gestalt in die Höhe, es war Florian Szladek, in dem breiten Gesichte den Ausdruck teuflischen Hohnes. Und dieser Dämon streckte die Arme nach ihm aus und schleuderte ihn mit Höllengelächter in die zum Himmel auflodernden Flammen, die aus dem Hause des Superintendenten nach der Kirche hinüber wogten.

Mit einem Angstschrei erwachte Georg, es war hoch am Tage, Wache stand neben seinem Lager, um ihn zum Verhöre abzuführen. Betäubt von dem Eindrucke der wilden Träume folgte er.

Obrist Künemund hatte ein Kriegsgericht zusammentreten lassen, dem er in eigner Person präsidirte.

„Ho, ho, ist Euer großer Ton, mit dem Ihr damals, als wir das verrätherische Nest stürmten, schwedisch Quartier verwarft und meuchelmörderisch Feuer auf uns geben ließet, dem mein einziger Sohn zum Opfer fiel, so schnell heruntergestimmt, daß Ihr jetzt hier steht wie ein halb Todter, der schier keinen Blutstropfen in seinen Adern mehr hat?“ höhnte der Obrist und fuhr dann, da Georg schwieg, fort: „Nun, nun, Ihr seid ein kluges Bürgerkind, das sich im Voraus in alle Dem übt, was es durchzumachen hat. Was denkt Ihr, was mit Euch geschieht?“

„Ihr werdet mich erschießen lassen,“ war Georgs Antwort.

„Nein, aufhenken," entgegnete Jener ... „die Kugel ist für einen Meuchelmörder zu gut."

„Meuchelmörder?" rief Georg, den der Gedanke an den ihm angedrohten schimpflichen Tod heftig erschütterte ... „wie mögt Ihr mich mit diesem Namen brandmarken? ich kämpfte für meine Vaterstadt und verwarf Euer Anerbieten, uns Quartier zu geben, weil es doch nur Lockspeise, keine Wahrheit gewesen wäre. Wie wäret Ihr der Mann, der seinen Feinden Wort hielte?"

„Schweig, verdammter Schuft!" schrie der Obrist wüthend, indem er ihm seinen schweren büffelledernen Handschuh in's Gesicht schleuderte ... „wir werden Dich zahm zu machen wissen. O, es ist uns ganz genau bekannt, daß das Bürgerpack dieser Stadt durch und durch aus Verräthern besteht, die, falsch wie Galgenholz, es mit den Kaiserlichen halten; aber wehe ihnen, wenn wir hinter ihre Ränke kommen, kein Stein bleibt dann auf dem andern, die ganze protestantische Welt soll ein Beispiel haben, an dem sich andere vom Glauben abtrünnige Städte spiegeln können. Fangt mit dem Verhöre an!" befahl er den Anwesenden.

Dieser Weisung ward sogleich Folge geleistet. Georg beantwortete jede Frage, die seinen Namen und Stand betraf, er sagte aus, daß sein Vater, ein schwacher, kränklicher Mann, sich auf seine, Georgs, Bitten noch glücklich aus Pirna gerettet habe, ehe die Stadt ganz umzingelt worden wäre. Als man ihn fragte, ob er des Meuchel-

mordes an dem Sohne des Herrn Obristen sich schuldig bekenne, antwortete er: „Euer Heer würde dann nur aus Meuchelmördern bestehen, wenn Ihr alle Die, welche gegen ihre Feinde kämpfen, mit diesem Namen belegen wolltet. Fragt Euch selber, Ihr Herren, ob es möglich ist, Jemand so zu brandmarken, der nichts Anderes thut als Ihr und Eure Soldaten. Ich verwarf schwedisch Quartier, das ist wahr, befahl, den Kampf fortzusetzen, weil ich nicht wußte, daß Eure Soldaten schon von anderer Seite in die Stadt gedrungen seien und uns die Vertheidigung unmöglich werden würde — ich hätte bis auf den letzten Bluts-tropfen ausgehalten, wenn das Kriegsvolk des Schloß-commandanten nicht flüchtig geworden wäre und uns Bürger preisgegeben hätte. Kann ich dafür, daß eine Kugel des Herrn Obristen Sohn tödtete? wer kann mich daher eines Meuchelmordes zeihen?"

Es war zu sichtbar, daß diese Entgegnung bei Allen einen sehr günstigen Eindruck für Georg bewirkte. Der Obrist bemerkte diese Stimmung und rief, um sie nieder-zuschlagen: „Daß Dich Gott verdamme, Lügner! der Kampf war zu Ende, sage ich."

„Wenn er das gewesen wäre, hättet Ihr mir kein Quartier geboten," entgegnete Georg ... „wer wird nach einem zu Ende gebrachten Kampfe den Feind um seine Meinung fragen? Erst dann war der Kampf vorbei, als wir Bürger Euch den Platz ließen."

„Gut, gut, da wir nun glücklicher Weise des Platzes Herren sind, so ist's nicht mehr als billig, daß wir daran denken, auch Euch einen zu verschaffen, der Euch das Vergnügen gewährt, Euer früheres Besitzthum zu überschauen. Ich lasse Euch auf der Mitte des Marktes aufhenken."

Georg erwiderte keine Sylbe, er hatte die Bangigkeit überwunden, die ihn auf dem Wege hierher geistig niedergedrückt, er war seiner Empfindungen vollkommen Meister geworden und wies in seinem Aeußeren die Ruhe eines Mannes, der mit Allem abgeschlossen hat. Das Verhör ward fortgesetzt, man befragte ihn, wo er sich verborgen habe.

„Erwartet nicht, daß ich zum Verräther an Denen werde, die mir in Todesnoth als treue Freunde beigestanden haben," war seine Antwort ... „ich bin in Eurer Hand, mein Leben ist Euch verfallen. Damit begnügt Euch. Ueber meinen Willen bin ich Herr, und Gott wird mich behüten, daß ich auch als Herr meines Willens sterbe."

„Hört Ihr den verstockten Schurken!" rief der Obrist ... „o, er ist eine Wespe aus dem Neste hier, wo Jeder uns gern stechen möchte, aber wir wollen es dies Mal ausfindig machen und dann keine Schonung."

Wiederholt wurde die Frage gestellt, wer seine Freunde in der Stadt wären, die ihn gepflegt hätten, Georg antwortete wie das erste Mal: „Erwartet nicht, daß ich zum Verräther herabsinken werde."

„Besinnt Euch, ob es besser ist, der Junge freien

Lauf zu lassen, oder ob es vorzuziehen sei, peinlich befragt zu werden," warnte der Obrist mit einer unter lächelnder Miene versteckten teuflischen Bosheit. Georg schauerte zusammen bei dem Gedanken an die Folter.

Der Obrist, dessen Augen stechend auf seinem Gesichte hafteten, bemerkte den unwillkürlichen Schauer, der Georg durchrieselte, und wendete sich mit dem Scheine von Gutmüthigkeit zu den Anwesenden mit den Worten: „Für heute laßt's gut sein. Bis morgen soll er Bedenkzeit haben, damit Niemand sagen kann, wir hätten ihm nicht Zeit zum Nachdenken gelassen. Er liebt es nun einmal, Herr seines Willens zu bleiben, warum sollten wir ihm da entgegen sein. Kommt sein Wille uns morgen nicht entgegen, wird es immer noch Zeit sein, den unseren ihm empfindlich zu machen."

Georg ward in sein Gefängniß zurückgeführt. Welche Wendung des Schicksals hatte ihn getroffen! Einem bosheitsvollen, rachsüchtigen Feinde war er verfallen, der die volle Macht besaß, das Unrecht zum Recht zu machen, seine Rache mit dem Mantel der Gesetzlichkeit zu verhüllen. Er gedachte seiner Freunde in der Stadt, des braven Apothekers, des ehrwürdigen Superintendenten. Hatten sie eine Ahnung von seinem Geschicke? er wußte es nicht; zu ihm drang keine Kunde, denn die Mauern seines Gefängnisses im Rathhause schlossen ihn ab von Allem, was außer demselben lebte. Aus diesem Gefängnisse sollte er

zur Marter und zu einem ehrlosen Tode geführt werden; der Gedanke war so entsetzlich, daß ihn alle geistige Kraft verließ und er auf sein hartes hölzernes Lager zusammensank, unfähig, sich geistig aufzurichten. Diese Anwandlung moralischer Ohnmacht, die sich seiner so ganz und gar bemeistert hatte, war indeß nur der der menschlichen Natur so eigenthümliche Ausdruck der Furcht vor Schmerz und Tod, die auch den Stärksten ergreift und ihn auf Stunden allen, selbst den heldenmüthigsten Vorsätzen entreißt, seine Kraft wie ein Schilfrohr bricht und den muthigsten Geist in die Knechtschaft des Entsetzens beugt.

Während er wähnte, daß sein Schicksal seinen Freunden unbekannt sei, denn er hatte Langer nicht bemerkt, als er von der schwedischen Eskorte in's Gefängniß gebracht wurde, lebten diese in keiner geringen Angst. Langer, welcher über Alles Auskunft sich zu verschaffen wußte, was den Gefangenen betraf, hatte ihnen mitgetheilt, daß der Obrist durch die Folter von Georg die Namen Derjenigen zu erpressen suche, welche ihn so lange seiner Rache entzogen hätten.

„Gott im Himmel, dann sind auch wir verloren!" rief Herr Jacobäer.... „die Folter hat schon manchen stärkern Mann zum Bekenntniß getrieben, sie wird auch den Unglücklichen zum Verrathe seiner Freunde treiben."

Fast schien es, als erfülle sich diese Furcht schon am nächsten Tage. Der Superintendent wurde zu dem Obristen

Künemund beschieden und befragt, wo sich seine Tochter aufhalte.

„Sie ist in Sicherheit, ich danke Gott dafür," war die Antwort des ehrwürdigen Mannes.

„Ihr seid sehr fromm, und das muß ich loben," sprach der Obrist mit dem Anfluge eines bösen Lächelns... „da Ihr doch jedenfalls lehret, daß Frömmigkeit und Wahrheit Geschwisterkind sind, so saget mir doch, warum verhalft Ihr Euerm Töchterchen zur Flucht?"

„Um sie vor der Frechheit und Zügellosigkeit Eurer Soldaten zu schützen, die in meine Wohnung einbrachen und mein Kind mißhandelten."

„Ja, es sind sehr wilde, böse Buben unter meinen Leuten, ich kann das nicht in Abrede stellen," sagte der Obrist mit einem Scheine von Gutmüthigkeit.... „ich freue mich aber, daß Ihr so unternehmend seid, ich habe alle die Leute lieb, die die Gefahr nicht scheuen. Doch eins noch, Hochehrwürden, welchem Begleiter vertrautet Ihr Euer Töchterchen an?"

„Herr".... stammelte der Superintendent, dem die Arglist dieses Gewaltigen nun deutlich vor Augen trat.... „wer hat Euch das Recht ertheilt, in Familienangelegenheiten Euch zu mischen? führt Ihr gegen schwachen Frauen und Jungfrauen Krieg, daß Euch die Flucht eines Mädchens so wichtig erscheint, um"....

„Nein, wir führen gegen Feinde und Verräther Krieg,

und diese seid Ihr Leute von Pirna," fuhr der Obrist auf, ihm in's Wort fallend.... „meint Ihr, das Gebot, es soll Keiner der hiesigen Einwohner die Stadt verlassen, sei umsonst gegeben? Weil wir wissen, wessen wir von Euch uns zu versehen haben, wurde es gegeben. Verrath beginget Ihr an Eurem eigenen Glauben, da Ihr gegen uns kämpftet, und Verrath an uns würde Eure Loosung sein, wären wir thörigt genug, Euch zu vertrauen. Bei allen Teufeln! Ihr sollt uns noch kennen lernen. Jeden lasse ich henken, auf den nur der Verdacht eines Verrathes fällt. Wer begleitete Eure Tochter? redet! Glaubt Ihr das Spiel so gut gemischt zu haben, daß wir betrogen werden könnten mit sehenden Augen? Merkt's Euch, von Eurem Reden oder Schweigen hängt das Schicksal des Bräutigams Eurer Tochter ab, der hier im Gefängnisse liegt und dem wir ein Geständniß abkitzeln werden, so wahr der Himmel über uns ist. Wehe dann Denen, welche in Folge dieses Geständnisses in unsere Gewalt fallen; ihnen wäre besser, man hätte sie gleich aus Mutterleibe wie junge Katzen ersäuft."

Der Superintendent war so tief erschüttert, daß er einer Weile bedurfte, um sich zu fassen. Abschen und Zorn gegen diesen Menschenquäler bewegten gleich stark sein sonst so sehr zu Milde geneigtes Herz.

„O Herr, mein Gott!" rief der ehrwürdige Mann... „ist es denn möglich, daß wir von Dir heimgegeben wor-

den sind dem herzlosen Würger, in dessen Seele kein Mitleid ist und der nur trachtet, uns zu verderben? Ist des Propheten Jeremia Wort: „„Siehe, Diejenigen, so es nicht verschuldet hatten, den Kelch zu trinken, müssen trinken,““ zur Wahrheit geworden an uns? — Hier stehe ich vor Euch, Herr Obrist, ein Diener des Gottes, der da Milde ist und Erbarmung iu all seinem Thun; aber er ist nicht Euer Gott, die Ihr nur nach dem Blut und Wehe Eurer Mitmenschen trachtet. Das Schwert ist Eure Stütze und Stärke; aber gebet Acht, daß es nicht zerbreche in Eurer Hand. Ihr thut übel an uns Wehrlosen, fürchtet das Gericht des Himmels; der Fluch Derer, die Ihr peinigt, ist eine schwere Last, die keinen Segen bringt. Der Herr General Banner ist ein strenger Herr, aber er wird kein ungerechter Herr sein, wenn er erfährt, wie entsetzlich Ihr uns turbirt und quält. Ich werde ihm Alles schriftlich mittheilen, er soll entscheiden. Bis zu diesem Entscheid aber mache ich Euch, Herr, verantwortlich für das Leben Dessen, den Ihr gefangen haltet.“

Wildes, höhnisches Gelächter erscholl aus des Obristen Munde. „So ist's recht, Mann Gottes, daß Ihr das Rauche nach Außen kehrt,“ rief er..... „laßt sehen, wer von uns Beiden dies am Besten kann. — Wache!“

Zwei Soldaten traten ein.

„Der Superintendent hat Hausarrest und sechs Mann Einquartierung. Fort mit ihm.... marsch!“

„Herr, legt Ihr Hand an“.... auf des Obristen Wink zogen die Soldaten den noch sprechen Wollenden gewaltsam aus dem Zimmer, und wenige Minuten später hatte die Stadt den traurigen Anblick, ihren obersten Seelenhirten als Gefangenen durch die Gassen nach seiner Wohnung gebracht zu sehen.

Die Ereignisse drängten sich jedoch zu rasch auf einander, als daß der Eindruck eines einzelnen von überwiegendem Eindrucke hätte bleiben können. Die furchtbarsten Kämpfe zwischen den churfürstlich sächsischen Truppen und den Schweden riefen jenen entsetzlichen Tag der Eroberung in Aller Gedächtniß zurück. Alle Schrecknisse eines wuthentbrannten Krieges kamen auf's Neue über die Stadt. Von der Feste sauf'ten die Kugeln herab und zertrümmerten die Gebäude, in denen man Schweden vermuthete, während die sächsischen Truppen die in der Stadt sich vertheidigenden Feinde mit größtem Nachdruck von der Dresdener Seite her angriffen. Wieder boten die Gassen den Anblick der Zerstörung, und das Feuer fraß alle noch in der Vorstadt übrig gebliebenen Häuser hinweg, so daß die innere Stadt von einem rauchenden Schutthaufen eingegürtet war. Wie auch die Schweden wacker kämpften, so waren doch ihre Verluste in diesen Kämpfen so groß, daß ihre Compagnieen, zur Hälfte zusammengeschmolzen, bei fortgesetzten Gefechten dem Untergange entgegen sahen. In dieser Noth, die ihrer

Schreckensherrschaft den Garaus zu machen drohte, brachte ihnen der 23. Juli unerwartete Hilfe.

Am jenseitigen Elbufer erschien der schwedische Generalwachtmeister Stahlhans mit Fußvolk und Reiterei. Kaum bemerkten dies die Sachsen, als sie die Blockade aufhoben und sich zurückzogen, da sie nicht wissen konnten, mit wie viel Truppen der neue Feind anrücke. Ohne Zögern setzten Stahlhans und seine Mannschaften über den Strom; es galt den in die Dresdener Gegend Zurückweichenden nachzueilen und ihnen einen Schlag beizubringen. Obrist Künemund schloß sich diesem Zuge an, aber seine Laufbahn war zu Ende, ehe noch die Nacht dieses Tages ganz niedersank.

Im Abenddüster ritt er auf einen der äußersten schwedischen Vorposten zu, die Leute riefen ihn an und verlangten das Loosungswort. Der Obrist schwieg, da knallten die Feuerröhre; durch Hals und Brust geschossen, sank er vom Rosse. Zum Tode verwundet brachte man ihn auf einer Trage in die Stadt.

Noch in selber Nacht, als kaum diese Nachricht unter den Soldaten bekannt war, klopften derbe Fäuste gar gewaltig an Herrn Jacobäers Apotheke, und als derselbe öffnete, schrieen ihm Soldaten zu: Er solle Branntwein herausgeben, man wisse, daß er welchen im Keller habe, und weigere er sich, wollten sie ihm das Haus über dem Kopfe anstecken.

„Schonet unseres Lebens," bat Herr Jacobäer.... „ich will Euch geben, was ich noch an Branntwein besitze. Es ist leider nicht viel mehr, einige Kannen Wachholder.... ich hatte sie für den Nothfall aufgespart."

„Wer kann mehr im Nothfall sein als wir, die wir die Rathhauswache haben und dabei keinen Trunk Branntwein? Heraus damit!" schrie Einer.

Sie folgten Herrn Jacobäer in den Keller, denn wie hätten sich Leute ihrer Art auf die Ehrlichkeit eines Andern, den sie als ihren Feind betrachteten, verlassen können?

„Hier ist mein ganzer Vorrath.... laßt mir wenigstens die Hälfte," bat der Apotheker, auf einen steinernen Krug deutend, der versteckt im Winkel stand.

„Auch nicht den Tropfen," entgegnete man.... „'s langt kaum für uns zu."

Mit ihrer Beute zogen die schwedischen Krieger ab und riefen Herrn Jacobäer lachend zu, er solle um die Flasche keine Angst haben, leer könne er sie wieder erhalten, in dem Branntwein jedoch wollten sie seine Gesundheit trinken.

Als sie das Haus verlassen hatten, schaute ihnen der Beraubte aus dem Fenster nach, er hörte sie jubeln und lachen, als schleppten sie den werthvollsten Fund mit sich. „Jetzt, lieber Herrgott, steht's in Deiner Vaterhand, daß

das Wagestück gelinge," betete der rechtschaffene Mann aus vollem Herzen .... „eingefädelt ist's, der brave Langer, auf dem Dein Segen ruhe, hält sein Wort, und wenn Alles gut geht, ist der arme Georg frei."

Auf der Rathhauswache verursachte die Kruke Wachholder einen sehr lebhaften Freudensturm, die Soldaten tranken ihres wachthabenden Unteroffiziers Langer Gesundheit und rühmten sein Spürtalent, bei seinem früheren Quartierwirth, dem Apotheker, sich gut umgesehen zu haben. Die Kruke wanderte von Mund zu Mund, und Jeder nahm sich, wenn die Reihe an ihn kam, einen rechtschaffenen Zug daraus. Aus Rechtsgefühl wurden den zur Ablösung der beiden Schildwachen Bestimmten ein paar Züge mehr gestattet und den von den Posten Kommenden ein erklecklicher Rest gelassen. Allmählig machte sich die Wirkung des Getränkes merkbar, der lärmende Jubel verstummte, die Gesichter wurden bleich, die Augen matt und bald schlossen sie sich zu festem Schlafe. Nur Einer von den Wachthabenden schlief nicht, es war Langer. Er beobachtete eine Weile die Schlafenden, rüttelte Jeden zum Munterwerden, doch seine Bemühung war vergebens, die Leute waren nicht zu erwecken. „Der Schlaftrunk hat Wunder gethan," sagte er leise zu sich.... „jetzt, gutes Glück, stehe mir bei, daß das Ende dieser List den Anfang lobe."

Nachdem er sich nochmals von dem festen, unaufweck-

baren Schlafe seiner Mannschaft überzeugt hatte, brannte er die Laterne an und nahm ein Bund Schlüssel zu sich. Der Wachtposten außerhalb theilte mit seinen Kameraden im Wachtlocal dasselbe Loos, auf eine im Flur stehende Bank hatte sich der Mann hingestreckt und war nicht aufzurütteln. „Alles sicher.... von ihnen ist Nichts zu befürchten," redete Langer befriedigt vor sich hin und schritt durch die Tiefe des Flurs in einen Seitengang, wo er einen Augenblick stehen blieb und lauschte; doch, da er nicht das mindeste Geräusch hörte, setzte er seinen Weg mit festen Tritten weiter.

„Gesegnet sei dieser Schlaftrunk, der Herr Apotheker versteht seine Sache prächtig," sprach Langer sehr erfreut vor sich hin, als er auch den hier Wache haltenden Posten im tiefsten, unaufrüttelbaren Schlafe in einem Winkel zusammengesunken fand. Ohne Zögern ging er rasch weiter und trat bald darauf in das Gefängniß Georgs ein.

„Seid Ihr es, Langer?" fragte der Gefangene mit matter Stimme.... „soll ich zum Tode abgeholt werden?"

„Zum Leben," war Jenes Antwort.... „ermannt Euch, Herr Georg, ruft alle Kräfte zusammen, ich bringe Euch Freiheit:"

„Mir?" fragte Georg „der Oberst hätte...."

„Der Satan hat ihn geholt, zwei gute Kugeln haben ihm den Garaus gemacht.... Gott segne die Schützen,

die so prächtig getroffen haben, er war ein Höllenbrand vom Scheitel bis zur Sohle."

„Und ich wäre frei? frei!" rief der Gefangene, während der Gedanke an Freiheit seine matten Augen wieder leuchten machte.

„Deßwegen bin ich hier, Herr Georg. Ich hoffe, Ihr werdet hier nicht von irgend einem Vergnügen festgehalten werden, welches Euch den Abschied von hier schwer macht."

„Seht meine Hände, meine Finger an, die Folter hat sie mir blutig gerissen; aber ich habe alle Schmerzen, so furchtbar sie auch waren, ertragen, ohne einen Namen zu nennen," sagte Georg.... „meine Füße sind wund von den Pressen, in die sie sie geschraubt, ich kann kaum darauf stehen!"

Langer entgegnete mitleidig: „Freiheit und Pflege werden Eure Wunden wieder heilen."

Dann setzte er die Laterne auf die Erde, zog seinen Säbel und hämmerte mit dem schweren eisernen Gefäße desselben die Kacheln des Ofenkastens ein. Diese Arbeit dauerte nur wenige Minuten; als er damit fertig war, sagte er: „So.... sie mögen sich nun, wenn sie Lust haben, die Köpfe daran zerbrechen, wie Ihr durch den Schornstein verschwinden konntet. Nun kommt, Herr Georg, in's Freie."

„Wohin bringt Ihr mich, Langer?"

„Zu einem braven Manne, zum Herrn Obristen Oesterling, einem alten Bekannten Herrn Jacobäers, der ihm sein Wort darauf gegeben, Euch glücklich zur Stadt hinauszubringen. Ihr seht gewiß ein, daß, wenn der Teufel sich gegen den Teufel verschwört, die Hölle jederzeit im Verluste ist. Eine bessere Nacht als diese konnte übrigens der Herrgott zu Eurer Befreiung gar nicht geben. Fast all' unsere Mannschaft ist vor der Stadt, um dem Herrn General-Wachtmeister Stahlhans, der den Churfürstlichen auf der Ferse nachgerückt ist, nöthigenfalls zu secundiren, und die von uns in der Stadt sind, ruhen von ihren Strapatzen aus. Aber kommt jetzt."

Tiefe Stille herrschte im Rathhause, die Wachen schnarchten in ihrem unnatürlichen Schlafe. Langer fand sie noch ganz in demselben Zustande wie er sie verlassen. Georg war seiner wunden, schmerzhaften Füße wegen nicht im Stande, das Gehen lange auszuhalten; in dieser Noth blieb seinem Retter keine andere Wahl, als ihn auf den Rücken zu nehmen und nach des Obristen Quartier zu tragen. Die günstige Lage des Hauses, in dem Obrist Oesterling wohnte, vergönnte Langern, die beiden vor der Hausfront auf- und niederschreitenden Schildwachen zu vermeiden und Georg durch die in eine Seitengasse

mündende Thür in das Quartier Oesterlings zu bringen, wo ihn ein alter Soldat, der des Obristen ganzes Vertrauen besaß, übernahm.

„Für jetzt lebt wohl, junger Herr, ich habe das Meine redlich gethan, des Herrn Obristen Gnaden werden das Weitere an Euch nicht fehlen lassen," sprach Langer und eilte zurück auf die Wache, deren Mannschaft noch wie todt schlief.

Am nächsten Morgen, nachdem Corporal Langer mit den energischsten Mitteln seine Wachtmannschaft munter gebracht hatte, visitirte er, von einigen seiner Leute begleitet, dem Gebrauche gemäß das Gefängniß, dessen Thür von außen fest verschlossen war. Der eingeschlagene Kachelofen zeigte, welchen Weg der Gefangene genommen, und Langers Rapport enthielt den näheren Befund über die Art und Weise dieses Ausbruchs.

Mit des Obristen Künemund schwerer tödtlicher Verwundung hatte dessen Commandantschaft über die Stadt aufgehört, Obrist Gestisky war an seine Stelle getreten, und da kein besonderes Interesse an der Habhaftwerdung des Entsprungenen mehr vorlag, so wurde, da überhaupt unter den Schweden so unmittelbar nach den heftigen Kämpfen, die ihnen große Verluste zugefügt hatten, eine bedeutende Verwirrung herrschte, die Entweichung Georg's nicht erst zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht, wozu vorzüglich auch der Umstand beitrug, daß

Obrist Künemund keinen wahren Freund unter den Offizieren hatte.

Besonders aber war es Obrist Oesterling, welcher dem despotischen, anmaßenden Benehmen Künemunds öfters mit Kraft entgegengetreten, als dessen Feind betrachtet werden konnte.

Herr Jacobäer, welcher in Oberst Oesterling einen alten Bekannten wieder gefunden, dem er in früherer Zeit, als derselbe sich einmal in großer Noth befand, einen wesentlichen Freundschaftsdienst erwiesen, hatte ihn um die Rettung Georgs gebeten. Wie dieselbe bewerkstelligt wurde, ist bereits erzählt; es gab keine andere Möglichkeit, den Unglücklichen zu befreien, als die Wachtmannschaft gänzlich unfähig zu machen, ihrer Pflicht nachzukommen. Nach langem Hin- und Hersinnen gerieth Langer auf den Gedanken, wenn die Wache zu beziehen ihn träfe, der ihm zugetheilten Mannschaft in Branntwein einen Schlaftrunk beizubringen. Herr Jacobäer, bei dem er nicht mehr im Quartier lag, verstand sich sogleich zur Ausführung dieses Mittels.

Nur einer geringen Andeutung von Seiten Langers bedurfte es, um seine Wachtmannschaft nach dem Besitz des Branntweins, den er, wie er erzählte, in des Apothekers Keller gesehen, lüstern zu machen. Auf diese Gier hatte Langer seinen Plan gebaut und sich nicht getäuscht; Georgs Rettung ward dadurch erzielt.

Oberst Oesterling gehörte unter jene Zahl braver und achtungswerther Offiziere, welche Feinde aller Zucht- und Zügellosigkeit der Soldaten, für das Mitleid ein fühlendes Herz haben. Hatte er unter Künemunds Commandantschaft öfter für die Schonung der Einwohner gesprochen, so erhob er jetzt für den ehrwürdigen Superintendenten seine Stimme und bewirkte, obwohl General-Wachtmeister Stahlhans in roher Grausamkeit dem Obristen Künemund den Rang ablief, denn er ließ aus Rache, daß ihm die Verfolgung der Churfürstlichen nicht gelungen war, auf beiden Seiten der Elbe 30 Dörfer gänzlich niederbrennen, doch so viel, daß der Hausarrest dem ehrwürdigen Geistlichen erlassen und die Einquartierung aus seinem Hause genommen wurde.

Des Superintendenten Herz war recht schwer von Kummer, er hatte auch nicht eine Sylbe von einer Nachricht über das Schicksal seiner Tochter bis jetzt erhalten. War sie glücklich und wohlbehalten bei seinen Freunden eingetroffen? Er wußte es nicht, konnte es nur hoffen; aber in so schwerer, bedrängter Zeit ist die Hoffnung leicht wie eine vom geringsten Lufthauche bewegte Feder, die Furcht, seiner Tugendreich könne ein Unglück zugestoßen sein, verwehte seine Hoffnung öfters nur zu sehr, und wenn er mit Eusebia über die Ferne sprach, äußerte er wohl manchmal: „Wir sind mitten drin in einer Zeit, von der Jesaia schon gesagt: Darum ist auch das Recht

zurückgewichen und Gerechtigkeit ferne getreten; denn die Wahrheit fällt auf der Gasse und Recht kann nicht einher gehen."

Die alte Eusebia versuchte freilich den Kummer seines väterlichen Herzens zu trösten, aber es gelang ihr schlecht; denn wie kann ein von Sorge beschwertes Herz dem andern vorreden, es gäbe gar keine Sorge? Doch an einer Hoffnung, von der sie aber dem Herrn Superintendenten freilich Nichts sagte, hielt Eusebia doch immer noch fest. Das war das Andenken, das sie beim Abschied der Jungfrau mitgegeben als schützenden Talisman.

Eusebia's Großvater, den das Schicksal gar wunderbare Wege geführt, hatte es aus Jerusalem mitgebracht, es war ein Kreuzlein aus Achatstein, an einer Schnur von Rosenholzkügelchen hängend. Der Glaube des Mannes war unerschütterlich, daß er nur diesem Erinnerungszeichen an die heilige Stadt die Rettung seines Lebens aus den sichtbarsten Todesgefahren verdanke, und somit war diese Ueberzeugung auch auf seine Familie übergegangen, die es als ein unveräußerliches Familienkleinod schätzte. Als solches war es auf Eusebia, die Letzte der Familie, vererbt worden, und konnte sie ein größeres Zeichen von Liebe für Tugendreich an den Tag legen, als daß sie ihr das zum Schutz auf den Weg mitgab, an dem ihr Herz mit Liebe und den Banden frommen Glaubens hing?

Seit der Osterzeit war es nicht mehr fröhlich in der so unglücklichen Stadt zugegangen, jetzt auf einmal war großer Jubel los, die böhmischen Exulanten wiederholten die Lust der Kinder Israels, als sie von Moses aus der ägyptischen Sklaverei geführt wurden. Mit Stahlhans, dessen Zug durch die Lausitz nach Böhmen ging, wollten sie einziehen in ihr ehemaliges Vaterlande in dem festen Glauben, daß sie daselbst Alles, was sie bei ihrer Flucht an Gütern zurückgelassen, durch die Macht der Schweden wieder erhalten würden. Als der Morgen des 26. Juli anbrach, wies sich am Elbufer ein rasendes Gedränge von mehr als anderthalbtausend Personen, von denen jede mit einem oder mehreren schweren Bündeln beladen war. Es waren die ausziehenden Exulanten, Männer, Weiber und Kinder, die ehemals in der Noth ein Asyl hier gefunden und jetzt mit Frohlocken es verließen, als würden sie erlös't aus einer Mördergrube. Nur ein ganz kleiner Theil dieser Gemeinde blieb zurück, Leute, die wegen Krankheit und hohen Alters oder sonstiger Ursachen sich zum Bleiben genöthigt sahen.

Mit Hast drängte sich die Masse dieser Ausziehenden in die herbei gebrachten Kähne, sie waren so lustig und guter Dinge, als gingen sie dem gewissen Glücke entgegen. Man hörte die am jenseitigen Ufer Angekommenen singen, und diese Freude bot in der That einen höchst schmerzlichen Contrast zu der tiefen Trauer, die

über die Einwohner der armen Stadt ihr drückendes Scepter breitete. Der Archidiacon, Herr Abraham Winkler, der so getreulich zu den Böhmen gehalten hatte, fehlte bei diesem Auszuge nicht, obwohl er nicht die Absicht hatte, mit den Exulanten nach Böhmen zu ziehen, sondern er wollte sich zum General Banner, der ihm eine andere und bessere Anstellung versprochen, begeben.

Des General-Wachtmeisters Stahlhans Kriegsvölker nahmen am jenseitigen Ufer die Ausziehenden in die Mitte, und als die Mittagssonne glänzend ihr Gold über die liebliche Gegend streute, erscholl von drüben her Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, den Abzug verkündend. Auch einen fast schon Todten nahmen sie mit, den Obristen Künemund, der armen Stadt Dränger und Quäler. *)

Aber die Lust am jenseitigen Ufer verwandelte sich bald in großes Wehgeschrei. Stahlhansens Truppen fanden die Gelegenheit, sich auf eine leichte Art zu bereichern, zu verlockend, als sie nicht gleich zu ergreifen. Der Böhmen Hab und Gut ward ihre Beute, und die Unglücklichen, jetzt erst erkennend, wie sehr sie sich in ihrem Wahne, das pirnaische Egypten mit dem gelobten Lande Böhmen zu vertauschen und in den Schweden ihre Schützer und aufrichtigsten Freunde zu sehen, betrogen hatten,

---

*) Kaum in Zittau angelangt, starb der Obrist.

flüchteten, auseinander gesprengt, einzeln nach den böhmischen Grenzorten, arm und hilflos geworden, der Barmherzigkeit und des Mitleids bedürftig.

Der Commandant des Sonnensteins hatte bei der gleichzeitig erfolgten Ueberfahrt der Schweden und böhmischen Exulanten eine große, edle Mäßigung bewiesen, indem er seine Geschütze schweigen ließ.

In der Stadt herrschte unter den armen Einwohnern tiefe Trauer, keinen Sonnenblick des Geschicks schien es mehr für sie zu geben. So sehr auch das Gemüth des ehrwürdigen Superintendenten niedergedrückt war von all' dem Leid und Unheil, so fühlte er doch, wie sein Beispiel der Erhebung in so großer Trübsal, ein nothwendiges seinen Mitbürgern gegenüber und eine heilige Pflicht für ihn selber sei. Allen wies er sich als treuen, theilnehmenden Tröster und Freund, und als Herr Jacobäer ihm die Nachricht brachte, daß Georg durch den Obristen Oesterling glücklich gerettet sei, sprach der ehrwürdige Mann: „Gemahnt es mich doch, als würde vor mir die Schrift lebendig, denn Nichts von Dem, was darinnen enthalten ist, gehört dem Reiche der Erfindung an, es ist Erlebtes, Geschehenes, heilige Wahrheit. Sind wir Beide nicht in demselben Falle, wie einst der Erzvater Abraham, daß wir zum Herrn der Herren sprechen möchten: „Ach, verdirb sie nicht um der zwei Gerechten willen?“ Wie wäre nicht bei dem großen Unglücke, das

auf uns lastet, in unbewachtem Augenblicke bei Jedem von uns der Wunsch aufgestiegen, Gott möge unsere Peiniger vernichten und zerschmettern? Aber wenn wir wieder Herren unserer Gedanken sind, und wissen, daß auch Gute und Brave, wie der Herr Obrist und der Langer, unter den Schaaren der Bösen sind, da kommt der Geist der Milde über uns und wir überlassen das Richteramt Dem, der da Gute und Böse zugleich ansieht und Beiden ein Erbarmer ist und ein Gott der Gnade und Versöhnung."

VI.

Der Himmel schien die Last aller Flüche auf das unglückliche Pirna herabgeschleudert zu haben; da war kein Absehen, wenn die Zeiten des Elends enden sollten, denn Woche um Woche verging und die Blockade des Sonnensteins dauerte ununterbrochen fort, ohne den Schweden irgend von Vortheil zu sein. In der Stadt häufte jeder neue Tag das Elend auch auf's Neue, und wenn auch von schwedischer Seite Plünderung und Raub aufgehört hatten, weil den Einwohnern Nichts mehr abzunehmen und ihnen nicht viel mehr als das nackte Leben geblieben war, die Soldaten sich sogar genöthigt sahen, der Barmherzigkeit Thore und Thüren zu öffnen, d. h. ihr Commisbrot mit ihnen zu theilen, um sie vor dem Hungertode zu sichern, so war doch dies keine Rettung von

dem Unglücke, das über Alle gekommen. Wer konnte, entfloh; aber nur Diejenigen, welche auswärts Freunde besaßen, durften an eine Rettung auf diese Art denken, die geplünderten Armen, die nirgends Etwas fanden, mußten bleiben. Sie waren durch diesen Zwang, welchen das große Elend ihnen auferlegte, wenigstens vor dem Unglücke gesichert, auf der Flucht von den die Gegend weit und breit durchstreifenden Soldatenparthieen aufgefangen und rein ausgeplündert zu werden.

Der September, dessen Amt es ist, die Blätter herabzuwehen und des Sommers letzte Gnadenblicke der Natur zu bringen, schien auch für Pirna der Todtengräber sein zu sollen, denn ein schweres kriegerisches Unwetter zog sich über der armen, fast ein halbes Jahr lang auf's Härteste bedrückten Stadt zusammen; die churfürstlich sächsischen Truppen unter dem Generallieutenant von Arnim hatten sich mit dem österreichischen Corps des Generals von Hatzfeld endlich zum Entsatz der Festung und Stadt vereinigt und rückten an, dies Werk in Ausführung zu bringen. Aber auch der General Banner, dem Kunde von diesem Vorhaben zugesendet wurde, kam rasch von Böhmen her mit 12 Regimentern Reiterei und 4 Regimentern Fußvolk.

Schon den 22. September zur Mittagszeit standen beide Armeeen einander zur Schlacht bereit gegenüber, aber Banners Anordnungen waren von der Art, daß die

vereinigte sächsisch-österreichische Armee es für gerathen fand, sich zurückzuziehen und ihren Gegner in die Niederung nach Dresden zu locken. Banners Zorn war grenzenlos und er schwor bei dem allmächtigen Gott, die Stadt Pirna wolle er zum Denkmal schwedischer Rache machen, sie mit allen ihren Thürmen, Thoren, Basteien und Mauern in Asche und Schutt begraben.

Einem so wilden, zornentbrannten Krieger wie Banner, war eine solche That zuzutrauen, und die ohnehin unglücklichen Einwohner erzitterten, als diese Kunde ihnen vom Commandanten der Stadt mitgetheilt wurde. In aller Eile vereinigte der ehrwürdige Superintendent die Geistlichkeit um sich und ging, von ihr und mehreren Bürgern begleitet, am folgenden Tage, wo Banner von der Verfolgung des feindlichen Armeecorps zurückkehrte, ihm vor die Stadt entgegen. Fast schien es, als werde ein Anflug von Mitleid in des wilden Schwedengenerals Herzen wach, als ihm unter Anflehung um Gnade der Superintendent ein Bittschreiben überreichte; doch diese menschliche Rührung versank unter dem Aufblitze wilder Wuth, die ihn schnell wieder ergriff, so daß er das kaum zu Ende gelesene Schreiben in Stücke zerriß und es ihnen vor die Füße warf, indem er rief: „Klaget Euren Churfürsten an, nicht mich. Hat er kein Mitleiden mit Euch gehabt, daß er sich mit Euren Religionsfeinden verband gegen uns, wer will mir es verdenken, wenn ich ihn be-

zahle und kein Mitleid mit Euch habe, die Ihr unsere Feinde seid? Aus meinem Wege! Es bleibt dabei, ergebt Euch drein."

Von den Soldaten zur Seite gestoßen, blieben der Superintendent und seine Begleiter mit gebrochenem Herzen stehen, vor ihnen sank eine Zukunft voll Verzweiflung nieder mit allen Bildern des Grauens und Elendes.

„O Herr und Gott im Himmel, wer soll da helfen, wo Du nicht hilfst!" rief der Superintendent mit gepreßter Stimme... „dann sind wir Alle verloren, wenn Du uns in der großen Noth nicht beistehst."

Am Thore warteten der Bürgermeister, die Rathsherren und die Sechser oder Viertelsmeister, nebst den Angesehensten der Bürgerschaft auf den Einzug des Gewaltigen. Ihre Thränen flossen reichlich, doch Banners Zorn achtete ihrer Bitten um Schonung nicht, sondern befahl ihnen, mit Weibern und Kindern schleunigst die Stadt zu verlassen, wenn sie nicht mit derselben verbrennen wollten.

Wehgeschrei durcheilte die dem Untergange preisgegebene Stadt, aus allen Häusern ertönte Schluchzen und bitteres Weinen. Ob auch die Herren vom Rathe nochmals wagten, ihre Bitte um Erbarmen vor das Ohr Banners zu tragen und nach Zehista in sein Hauptquartier sich begaben, ihn fußfällig um Rücknahme des Urtheils über die Stadt anflehten, so war doch Alles ver-

gebens, sein grauenvoller Schwur sollte erfüllt werden bis auf den letzten Buchstaben.

Welche entsetzliche Scenen bot jetzt die unglückliche Stadt! Die Bürger wanderten aus mit Weibern und Kindern, ihre Habseligkeiten, so gut es ging, mit sich schleppend. Der Markt erscholl von Wehgeschrei und Klagen. Viele warfen sich in der Angst ihrer Herzen nieder und wollten sterben in der theuren Vaterstadt; Andere sangen in der Verzweiflung Grablieder — sie trugen ja ihr heimisch Glück zu Grabe — und Manche rannten sinnenwirr über Hals und Kopf durch die Pforte nach der Elbe zu, als schlage hinter ihnen schon die feurige Lohe auf. Der Abend, von schweren Regenwolken verdunkelt, war vor der Thür, nicht Alle, die am Elbufer der Kähne harreten, konnten hinübergeschafft werden, ein Theil derselben mußte wieder zurück in die Stadt, in die bereits die neuen Bannerschen Regimenter eingelassen worden waren und gräulich haus'ten.

Während es schon dunkelte, trat Langer in die Apotheke Herrn Jacobäers, welcher bereits Weib und Kinder auf das andere Elbufer geschafft hatte und nochmals in sein Haus zurückgekehrt war, um noch Einiges mit sich zu nehmen.

„Herr," sagte der Corporal... „eilet rasch zum Herrn Obristen Oesterling, er schickt mich zu Euch, denn er habe dringend mit Euch zu sprechen. Des Herrn

Feldmarschalls Banner Gnaden hat's ihm übertragen, die Stadt niederzubrennen, und der Herr Obrist meint, ein Mittel gäbe es doch noch, den Grimm des brandsüchtigen Herrn Generals in die Flucht zu schlagen."

„Ein Mittel? Sei mir Gott gnädig, ich wüßte keins mehr."

„Nun verzagt nur nicht gleich," redete ihm Langer zu... „es muß doch so sein, wie der Herr Obrist sagt, denn der ist zum Faselhans zu alt, und ein braver Herr ist er auch, das kann ihm kein Mensch abstreiten. Macht fort, Herr Jacobäer, macht fort."

„Drüben am andern Ufer harren mein Weib und Kinder, und des Herrn Superintendenten Hochehrwürden nebst Anderen sind auch schon drüben," bemerkte der Apotheker.

„Ei, so geht. Zaudern bringt keinen Segen. Wollt Ihr nicht im Guten, schaffe ich Euch im Schlimmen zum Herrn Obristen; denn wäre es nicht erschrecklich, wenn eine Stadt wie Pirna gleich einem armseligen Dorfe niedergebrannt werden sollte? Da muß das Letzte gewagt werden!"

Der tief gesunkene Muth Herrn Jacobäers fand durch diese Worte Langers einen neuen Impuls, er folgte der Einladung des Obristen, während Langer mehrere seiner besser gesinnten Kameraden in das Haus rief und es unter ihren Schutz stellte. Eine Viertelstunde später sprengte Herr Jacobäer auf des Obristen Rappen der Pforte zu und befand sich bald auf einem Fahrzeuge, das ihn mit dem Rosse hinüberführte an's jenseitige Elbufer.

Leiser weheklagender Gesang scholl ihm von da entgegen. Auf der Uferwiese lagerte ein Theil der Bürger mit ihren Familien, der ehrwürdige Superintendent und die gute Eusebia befanden sich unter dieser Schaar Unglücklicher, die, mit ihrer wenigen Habe hinausgestoßen in die Fremde, voll Verzweiflung der ersten Nacht entgegensahen, da sie nicht wußten, wo sie Obdach finden würden, denn die Dörfer waren ja in weiter Runde alle verheert und niedergebrannt. In der großen Noth hatte der Superintendent Worte des Trostes an die Unglücklichen gerichtet, und dann stimmte er ein Kirchenlied an, das Alle mitsangen.

„Betet für mich mit, Freunde, daß der liebe Herrgott meinen Ritt nach Dresden segne!“ rief Herr Jacobäer ihnen zu... „sagt den Meinigen, sie sollten meiner am Morgen in Copitz warten. Geht mein Werk gut aus, so kehren wir morgen zurück nach der Stadt und freuen uns der Gnade Gottes, die uns die Heimath auf's Neue geschenkt hat.“

Und wie von der Windsbraut davon geweht, jagte Herr Jacobäer dahin, bald aus Aller Blicken verschwindend.

Der Plan des Obristen Oesterling, dessen Vollstrecker Herr Jacobäer jetzt geworden, ging dahin, die sächsische Churprinzeß Frau Magdalena Sibylla aus dem churfürstlichen Hause Brandenburg, welche mit der Königin von Schweden verwandt war, Bannern von dem Vorhaben, die Stadt Pirna durch Brand zu zerstören,

abzubringen. Wenn Banner durch irgend Etwas von seinem Vorsatze abgehalten werden konnte, so war es durch eine solche Fürsprache. Schwer fiel der Regen nieder aus den schwarzen Nachtwolken, Roß und Reiter durchschauernd, aber Beide hielten aus und des Himmels Beistand war mit Herrn Jacobäer; mit Tages Grauen ritt er wieder zurück von Dresden, ein Handschreiben der Frau Churprinzeß an Banner in der Tasche. Die hohe Frau, vertrauend auf ihre Verwandtschaft mit der Schwedenkönigin, hatte den General schriftlich gebeten, Pirna, ihr Leibgedinge, zu schonen, sie könne nicht glauben, daß ein so berühmter Krieger einer fürstlichen Dame eine solche Bitte abschlagen könne, die ihr Eigenthum beträfe.

Sehnsüchtig harrten in Copitz viele der Bürger auf Herrn Jacobäers Rückkunft, endlich ertönte ihr Freudengeschrei, sie sahen ihn heranjagen auf schaumbedecktem Rosse, mit einem weißen Tuche in der Hand ihnen schon von ferne die freudige Botschaft des Gelingens seiner Unternehmung zuwehend.

„Alles gut! Alles gut! Gott war mit mir!“ rief der wackere Mann.... „hofft, meine Freunde, auf die Rückkehr in die Vaterstadt. Aber noch ist meine Aufgabe nicht ganz gelös't, hinüber muß ich in Banners Hauptquartier. Schafft einen Kahn herbei! Schnell! Schnell!“

Aber da war kein Fahrzeug vorhanden, als ein Fi-

scherkähnlein von so kleiner Art, daß kaum ein Mann darin stehen konnte.

„Um des Himmels willen, Jacobäer, willst Du auf dem hochgeschwollenen Strome Dein Leben Preis geben in dieser Nußschale?!“ rief sein Weib in Todesangst.

„Ruhig, Margarethe! Der Gott, der mich gnädig in finstrer Nacht auf unbekannten Wegen geleitete, der wird auch jetzt seine Vaterhand über mich ausstrecken, daß ich nicht untergehe, wo das Werk fast gelungen ist.“

Und mit diesen Worten bestieg er den kleinen, schwankenden Kahn und ließ das Roß nebenher schwimmen, aber das Thier riß so heftig an dem Zügel und die Wellen drohten das Fahrzeug mit jedem Augenblicke in die Tiefe zu begraben, daß keine andere Rettung blieb, als zurück nach dem Ufer zu steuern. Aus der Posta mußte ein Kahn herabgeholt werden, was einen Aufenthalt von einer halben Stunde erforderte, ehe Herr Jacobäer den Strom übersetzen konnte. Aus den Herzen der ihm Nachschauenden stiegen fromme Wünsche auf, daß dem braven Manne sein Werk gelingen möge zu Aller Heil. Viele aber hatten keinen Glauben daran.

Unter ihnen war der ehrwürdige Superintendent, der noch mit Beben des Zornes Banners gedachte, als dieser am vorgestrigen Tage die Bittschrift, in Stücke zerrissen, ihm vor die Füße geworfen hatte.

„In dieses Mannes Herzen ist kein Erbarmen,“ sagte

er zu Eusebia, die nicht von seiner Seite wich.... „ich glaube nicht, daß der Frau Churprinzeß Handschreiben eine Aenderung seines Entschlusses hervorbringt, es ist Alles verloren. Ich mag nicht Zeuge des Brandes sein, der unsere gute Stadt auf des schrecklichen Mannes Befehl in Asche legt.... behüte mich Gott vor so entsetzlichem Anblicke! Laß uns auf dieser Uferseite nach Wehlen wandern und dann mit Gott über die Elbe setzen, um nach Königstein zu pilgern. Betrachte ich es doch als eine Gnade des Herrn, daß mir gestern von einem Königsteiner die Nachricht ward, mein Kind sei wohlbehalten in dem Städtchen bei unsern Freunden. Ich bedarf einer Erholung des Geistes, denn Angst und Schrecknisse aller Art und schwerer Kummer haben mich hart niedergebeugt. Laß uns wandern, Eusebia, als arme Leute, die Alles, nur nicht das Vertrauen auf Gott verloren haben."

Und so zogen sie denn, von mehreren Anderen, Männern, Weibern und Kindern, begleitet, stromaufwärts, still und traurig. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht, so daß an manchen Stellen kaum fortzukommen war und sie erst zur Mittagszeit in Wehlen anlangten. Der trübe Himmel hatte sich endlich aufgehellt, die Nebelschleier, in sanften Sprühregen aufgelöst, schwammen über die Bergkuppen des reizenden Elbhochlandes hin, fliehend vor ihrer Feindin, der Sonne, die bald die felsigen Ufergürtel und den Strom mit ihren Strahlen überschimmerte.

Diese herrliche Landschaft, die nach Osten hin ihre vor Kurzem noch von Regenschleiern verhüllten Berghäupter jetzt in das duftige Himmelsblau emporhob, war der Schauplatz arger Verheerung gewesen, die Schweden hatten auf's Abscheulichste gehaus't, und das Friedensglück der Bewohner dieser von der Natur mit so großer Schönheit ausgestatteten Berglande hatte sich in die Höhlen und Klüfte der Berge geflüchtet, wohin die Feinde ohne Wegweiser nicht zu dringen vermochten. Daß der Superintendent und seine Begleiter nicht am linken Elbufer nach Königstein fortwanderten, beruhte theils in dem ungeheuren Umwege, den der Elbbogen beschrieb, theils in dem Gerüchte, daß eine Bande marodirender Schweden in der Rathener Gegend sich umhertreibe. Der Gefahr, in die Hände dieser Unholde zu fallen, konnten sie nur entgehen, wenn sie von Wehlen aus den Weg jenseits über die Berge einschlugen. Mehrere unter den Begleitern des Superintendenten kannten hier alle heimlichen Fußpfade, und man schlug sie natürlich der Sicherheit wegen ein; denn wer konnte dafür bürgen, daß auf den offenen Wegen nicht eine schwedische Streifparthie einherzog und sich ihrer bemächtigte. Der Marsch wurde dem ehrwürdigen Superintendenten sehr schwer, solche Anstrengung war er seit Jahren nicht gewohnt; aber er raffte alle Kraft zusammen, um den Uebrigen kein Beispiel der Hinfälligkeit, der Ermattung zu geben.

„Das sind freilich schlechte Wege, Hochehrwürden, und der starke Regen hat sie noch mehr verschlechtert," sagte einer der Bürger .... „aber sie haben das Gute, daß sie sicher sind, denn hierher verirrt sich kein Schwede, 's giebt hier Nichts zu rauben und die Satansbrut möchte sich hier keine Freude erholen. Nur Muth, Hochehrwürden, jetzt sind wir bald in der Nähe des Diebskellers, und von da aus haben wir nicht allzuweit mehr nach Thürmdorf, auf den Wegen bin ich wie zu Hause, habe sie manchmal mit meinem Waarenpack hin und her gemacht. Du guter Gott, wer hätt's denn vor'm Jahre gedacht, daß wir arme Leute von Pirna, wie dereinst die Juden aus Jerusalem, auswandern müßten als Bettler!"

Sie waren ohngefähr eine starke Viertelstunde weiter gewandert, als plötzlich rollender Donner eines losgebrannten Geschützes sie in ihrer Wanderung erschreckte. Von allen Felswänden dröhnte der krachende Schuß zurück und zitterte in lang gedehntem Widerhalle zwischen den Bergen hin, daß es fast eine Aehnlichkeit hatte, als ersterbe der Nothschrei eines mit dem Tode ringenden Ungeheuers.

„Um Gott!" rief der Superintendent .... „ist unsere Sicherheit, auf die wir so freudig bauten, schon gefährdet?"

„Wir müssen spüren, was los ist," sagte der Handelsmann, welcher ihn vorhin getröstet .... „bleibt Alle

zurück, ich werde die Gegend untersuchen. Vom Diebskeller kam der Schuß her.... in zehn Minuten bin ich wieder bei Euch."

Der Mann eilte fort; die Uebrigen harrten angstvoll seiner Wiederkehr.

„Wär's denn nicht besser, daß wir schon im Grabe lägen, als so viel Angst und Schreck auszustehen!" jammerte die alte Eusebia trostlos.... „das ist ja zum Gotterbarmen, wie's uns armen Leuten geht!"

Noch keine zehn Minuten waren verflossen, als sie den Handelsmann von ferne schreien hörten: „Hierher! hierher!" Und wie er herankam, sank er fast athemlos bei dem Superintendenten nieder und stammelte: „Das hat Gott gethan.... ja, das hat er und kein Anderer gethan.... Eure Tochter.... die Jungfer Tugendreich.... sie...."

„Um Himmels willen, Mann, wovon redet Er?.... meine Tochter.... was ist mit meiner Tochter?" fragte der ehrwürdige Herr....

„Dort!.... dort.... kommt nur und seht selber.... ach, das hat der allmächtige Gott gethan!.... kommt Alle mit.... Alle....

Wie sinnverwirrt rannte der Mann wieder fort, der Superintendent folgte ihm mit von Angst beflügelten Schritten, Eusebia, die sich krampfhaft an ihn anhing, mit sich schleppend. In der Verwirrung, die die undeut-

liche Rede des Mannes in seiner Seele angeregt hatte, fühlte der ehrwürdige Herr die Last Eusebiens nicht. Die gute alte Magd hatte die Besinnung total verloren, sonst würde sie nicht die Unschicklichkeit so weit getrieben haben, sich an ihren Brotherrn wie ein Alp anzuhängen.

Bald gelangten sie in die Nähe der Oeffnung jener Schlucht, die seit uralten Zeiten im Munde des Volkes der Diebskeller hieß, und eine seltsame Gruppe bot sich ihnen zur Schau. In Georg Kadners Arm ruhte in tiefer Ohnmacht Tugendreich, deren Gewand zerrissen, deren Antlitz leichenbleich war. Unweit von ihr, hart an dem schroffen Abgrunde, lag ein Schwede in seinem Blute, mit dem letzten Todeskampfe ringend.

„Mein Kind! allbarmherziger Gott! mein Kind!“ schrie der ehrwürdige Superintendent, auf Tugendreich zustürzend.... „mein Kind.... getödtet?!“

„Beruhigt Euch, Vater,“ sprach Georg.... „Tugendreich ist nur ohnmächtig, nicht todt. Schaut auf Den hin, mit Gottes Hilfe habe ich ihm die letzte Oelung mit einer Kugel gegeben. Die Hölle hat einen Schurken weniger auf Erden.“

Wie der ehrwürdige Mann den Blick nach dem am Rande des Abgrunds im Blute Liegenden wendete, schien er fast starr zu werden vor schreckhaftem Staunen. „Florian Szladek!“ rief er.... „Gott der Barmherzigkeit,

es ist Florian Szladek, der verwais'te Böhme, den ich einst als Sohn in mein Haus nahm!"

Der Sterbende hatte seinen Namen von bekannter Stimme nennen gehört, er wollte sich aufrichten, aber seine Unfähigkeit, sich zu erheben, machte die gewaltsame Bewegung seines Körpers auch zu seiner letzten, er rollte hinunter an dem schroffen Absturze des Felsens, der Abgrund nahm ihn auf auf immer, den Verräther dem Anblicke der Sonne entziehend. Entsetzen hatte Alle bei diesem Ereignisse erfaßt, erst als Tugendreich wieder die Augen aufschlug, ließ der furchtbare Schreck, von dem ihr Vater fast erstarrt war, von demselben ab, und mit Thränen innigster Vaterliebe schloß er sein ihm nun gerettetes Kind in die Arme nach so langer Trennung. — Welches Wiedersehen!

Georg gab Bericht über den Vorfall, der sie hierher geführt. Der Königsteiner, mit welchem der Superintendent am gestrigen Abende gesprochen, war, aller Wege kundig, in den Vormittagsstunden glücklich nach Hause gekommen, und hatte der Jungfrau Tugendreich gesagt, daß ihr Vater heute von Wehlen aus den Weg nach Königstein zu Fuße machen werde. Da mehrere von den armen pirnaischen Leuten, die ganz genau mit allen Pfaden in den Bergen bekannt wären, denselben Weg machten, würde jedenfalls der Herr Superintendent sich ihnen anschließen, denn von einer Fahrgelegenheit für den hoch-

ehrwürdigen Herrn sei gar keine Rede. Tugendreich, von der Freude des baldigen Wiedersehens ihres theuren Vaters ergriffen, faßte den Gedanken, ihm entgegen zu eilen. Vergebens redete ihr Georg ab wegen der Unsicherheit der Gegend, doch die Idee flammte so lebhaft in der Jungfrau Herzen, daß er ihr endlich nachgab und in Begleitung zweier von ihm gedungener Männer mit ihr den Weg antrat. In die unmittelbare Nähe der Festung wagten sich die Schweden nicht, wenn auch die Gegend rings umher von ihnen überschwemmt ward, darum blieb der Weg für Georg und Tugendreich nebst ihren beiden Begleitern bis über Thürmsdorf hinaus ganz sicher.

Aber diese Sicherheit sollte plötzlich zu Ende sein. Sie stießen auf eine kleine schwedische Streifparthie, die auf eigene Faust die zwischen den Bergen versteckten Dörfer brandschatzte. Der Führer dieser Raubbande war Florian Szladek, der die Wege in der Umgegend so ziemlich genau kannte. Die Begleiter Georgs entsprangen in schleunigster Flucht. Die Schweden sendeten ihnen ein paar Kugeln nach.

„Haltet ihn zurück!“ rief Florian seinen Gefährten, auf Georg deutend, zu.... „ich hole die flüchtige Jungfrau ein.“

Tugendreich war auf Georgs Weisung einen steinigten Pfad, der sich ziemlich steil emporhob, hinangelaufen, während er mit zwei Pistolen bewaffnet, am Fuße des

Pfades die Verfolger aufhielt. Florian aber, von Leidenschaft und Rache getrieben, überkletterte die Höhe in größter Hast und gewann somit ein ziemlich bedeutendes Stück Weges zwischen der Flüchtigen und deren Vertheidiger. Ein lauter Schrei der Angst aus Tugendreichs Munde von der Höhe herab, machte Georg auf deren Gefahr aufmerksam. Mit Aufbietung aller Kräfte stürmte er Florian nach. Jedoch hinter ihm drein auch die schwedischen Soldaten. Der Weg war so schmal, daß nur Einer hinter dem Andern ihn passiren konnte. Georg feuerte, auf der Höhe angelangt, eine seiner Pistolen auf die ihm Nachfolgenden zurück, und die Kugel, wenn auch in unsicherer Hast gezielt, traf den ersten seiner Verfolger so glücklich in den Hals, daß er im Niedersturze seine andern Kameraden mit zu Boden riß. Dadurch wurde ihre Verfolgung gehemmt, denn ehe sie sich wieder emporarbeiteten, war Georg, dem ihm voraneilenden Florian nachsetzend, längst von der Höhe verschwunden.

Die Angst lieh der Jungfrau Flügel. Wie ein gehetztes Reh jagte sie zwischen den Felsenmassen hin, hinter ihr her erscholl Florians Stimme. Endlich sah sie sich unweit des Eingangs der finstern Schlucht von ihm eingeholt, ihre Kräfte verließen sie, nur Ein Gedanke noch blieb in dem Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit in ihr kräftig, der, den Tod im Abgrunde dem ihrem Verfolger sich Preisgeben vorzuziehen. Doch in demselben Augen-

blicke, als sie eben ihr junges Leben enden wollte, fühlte sie sich von Florians Arm ergriffen. Der Keuchende riß sie von dem Abgrunde zurück und schrie ihr zu; „Jetzt habe ich Dich! mein bist Du, Täubchen.... mein! und kein Teufel soll Dich mir entreißen!“

Schreck und der jähe Lauf wirkten so betäubend auf die Jungfrau, daß sie in Ohnmacht zu Boden fiel.

Fast gleichzeitig erschien auch Georg in der Nähe des schroffen Absturzes, ein Blick war hinreichend, um ihm die entsetzliche Gefahr zu zeigen, in der Tugendreich sich befand, und mit dem festen Vorsatze, sie zu retten oder zu sterben, stürzte er auf Florian zu, seine zweite Pistole auf ihn abfeuernd. Auch dieser Schuß fehlte sein Ziel nicht; getroffen vom tödtlichen Blei wälzte sich der Verräther bis an den Rand des Abgrunds.

Der ehrwürdige Superintendent war von dem, was er jetzt gehört hatte, so tief erschüttert, daß er anfänglich unfähig war, seine Empfindungen in Worten auszusprechen. Eine lange Pause feierlichen Schweigens hielt Aller Mund gefesselt, dann aber sank der Superintendent nieder auf die Kniee, und mit zitternder, von Thränen des Dankes begleiteter Stimme, die Hände zu dem lieblichen Himmelsblau erhoben, stimmte er das Preis- und Danklied an: „Herr Gott, Dich loben wir.“ Und Alle sangen mit, Keines Mund blieb schweigsam in diesem Momente tiefster Rührung der Herzen. Und die Felsen hal-

ten wider von dem Lobgesange, sie waren zu einem von dem Allmächtigen selbst in seiner wunderbar ewigen Kraft geschaffenen Dome geworden, in welchem Menschenherzen anbeteten und ihren Dank ausströmen ließen im heiligen Lobliede seiner Majestät und Herrlichkeit.

Herrn Jacobäers Werk war gelungen. Banner wagte es nicht, der Verwandten seiner Königin die Bitte um Schonung ihres Leibgedinges abzuschlagen, nur wie es Kriegsmanier sei, sollte mit der Stadt verfahren, die sämmtlichen Thore und Thürme um die ganze Stadt, das Salzhaus am Schiffthore und einige öffentliche Gebäude den Flammen geopfert werden. Dieser Befehl war nicht abzuwenden; aber wieder ward der Obrist Oesterling der rettende Engel in der Noth. Durch Herrn Jacobäer ließ er den Bürgern sagen, sie möchten fleißig löschen, daß der Brand nicht etwa weiter griffe, es solle kein Schwede eine Stunde länger in der Stadt bleiben. Und auf seinen Befehl wirbelten die Tamboure durch alle Gassen der Stadt und riefen aus, daß bei Leib- und Lebensstrafe kein schwedischer Soldat sich länger in der Stadt verhalten solle, wenn das Zeichen zum Abmarsche gegeben worden sei.

Ein paar Stunden Zeit erforderten die Anstalten zur Brandlegung, doch während dieser wenigen Stunden wurden alle in der Umgegend aufzutreibenden Landleute in aller Eile hereingeholt und die sich noch am jenseitigen

Ufer in nicht geringer Zahl befindenden obdachlosen Bürger mit ihren Familien übergesetzt, damit Alle Hand anlegen möchten, den Ausbruch der Flammen zu tilgen. Als alle diese Anstalten zum Verderben und zugleich zu dessen Vereitelung getroffen waren, rasselten die Trommeln abermals, und bald darauf zogen die Schweden mit klingendem Spiele durch die Pforte nach ihrem Lager.

„Segne-Euch Gott, Herr Obrist!“ rief Herr Jacobäer dem zum Abschied vor der Apotheke Haltenden zu .... „Ihr habt an uns Armen gethan, wie ein edler Mann, und können wir's auch nicht vergelten in unserer großen Hilflosigkeit, so nehmt doch das Bewußtsein mit, daß Euer Name nie verlöschen wird in den Annalen unserer Stadt, Euer Andenken uns und unsern Enkeln und Urenkeln noch ein heiliges sein werde, das Alle ehren. Ziehet mit Gott, braucht Ihr einst einen Ruheort, so kommt her zu uns, Ihr werdet dankbare Herzen finden.“

Der 25. Sept. 1639 sah die Erlösung der mit allen nur denkbaren Trübsalen der Kriegsfurie heimgesuchten Stadt. Mit Aufbietung aller Kräfte wehrten die Bürger und Landleute dem Brande, die Thürme waren nicht zu retten, doch die Stadt blieb behütet vor dem Umsichgreifen der gefräßigen Flammen. Vierhundertdreiundzwanzig Brandstätten zeugten nach dem Abzuge der Schweden von dem Unglücke und Elende Pirna's.

Banner zog mit seinen Truppen nach Böhmen, hin-

ter sich den Fluch zurücklassend, den er über Tausende gebracht. Sein Name ist der Chronik Pirna's einverleibt worden, als der eines rachsüchtigen Feindes, in dessen Brust Menschlichkeit ein Fremdling gewesen. Jahrhunderte sind vergangen, die Zeit hat wohl die schweren Wunden geheilt, die seine Vernichtungswuth der Stadt Pirna geschlagen, aber zu dem früheren Wohlstande hat sie sich nicht wieder erheben können, zu tief drückte das halbjährige Unglück aller Art seine Spuren ein.

. . . .

Der Bund treuer Liebe verband noch vor Ablauf des Unglücksjahres Tugendreich und Georg Kadner durch die segnende Hand des ehrwürdigen Superintendenten. Die Leute nannten die Stelle des Felsens, wo Tugendreich gerettet ward aus der Gewalt des Bösewichts, und welche durch ein in der glatten Sandsteinwand befindliches großes Kreuz für die Nachwelt bezeichnet wurde, den Jungfernsprung, und fast ähnlich unserer Erzählung hat sich die Sage von dem daselbst stattgefundenen Ereignisse im Munde des Volkes erhalten, nur bis auf die Abweichung, daß die Jungfrau wirklich durch den Sprung in den Abgrund den Tod gefunden habe. Herr Jacobäer hatte für seine That von dem Superintendenten einen Namen empfangen, der bald, wie man zu sagen pflegt, gäng und gäbe unter den Bürgern wurde. Man nannte ihn den Nehemias von Pirna; denn wie dieser Prophet

ein Retter seines Volks geworden, so war ja auch Herr Jacobäer seinen Mitbürgern ein Retter und Helfer in Noth und Trübsal gewesen. Konnte die Dankbarkeit eine edlere Bezeichnung finden?

Von dem braven Obersten Oesterling war keine Kunde mehr zu erlangen, wohl aber stellte sich, als der Friede des Jahres 1648 das zum Schauplatze der Verheerung gewordene Deutschland wieder beglückte, ein schwedischer Offizier bei Herrn Jacobäer ein, in dem dieser den treuen, rechtschaffenen Langer wieder erkannte. Wunden und Strapatzen hatten jedoch des braven Mannes Gesundheit zu sehr untergraben, wenige Jahre später starb er, geliebt und treu gepflegt von Denen, welchen er in der Zeit der größten Noth ein wackerer Helfer und Beistand gewesen war.

Somit schließen wir unsere Erzählung: „Die Schweden in Pirna.“

Eheleid.

Komische Erzählung.

„Da bringe ich wieder eine ganze Tasche voll Geschreibsel, Herr Amtsschreiber," sprach der alte Amtsdiener Habermann, mit der ansehnlich vollgepackten schwarzen Ledertasche, die ihm über die Schulter hing, zum Herrn Amtsschreiber herantretend, der ganz vertieft in Gedanken, den Ellnbogen auf den Schreibtisch gestützt und die Stirn in die hohle Hand gelegt, mit keinem Ohr auf die eben erwähnte Meldung hörte.

Habermann, welcher derlei am Herrn Amtsschreiber ganz und gar nicht gewohnt war, blieb eine Weile neben ihm stehen, dann aber, als ihm dessen Nichtbeachtung seiner Gegenwart doch zu lange dauerte, hob er wieder an:

„Herr Amtsschreiber, da bringe ich eine ganze Tasche voll Geschreibsel."

Das war dem Nachdenkenden glücklich zu Ohren

gekommen, er fuhr zusammen als hätte er über Gott weiß was für hochverrätherischen Gedanken gebrütet, und zeigte bei der Gelegenheit dem alten Habermann ein schier von Schreck entstelltes Gesicht, daß dieser bei dem Anblicke ein paar Schritte zurückprallte.

„Lege Er nur dort auf den Tisch, werd's schon durchsehen.“ Und mit den Worten beugte sich der Herr Amtsschreiber schnell über seine Schreiberei und schrieb mit rasender Eile, daß der Gänsekiel auf dem Papiere schnarrte.

„Hm, der Herr Amtsschreiber scheinen fuchsig zu sein, oder sind ihm vielleicht einige Aergernisse durch den Kopf gefahren, von denen es in der Schrift heißt: Es werden Tage kommen, so uns nicht gefallen,“ brummte Habermann, indem er der erhaltenen Weisung zufolge auf dem großen runden in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch die Papiere ausbreitete. Dies Geschäft war bald abgethan, aber Habermann hatte noch gar keine Lust zu gehen, es wäre auch gegen alle hergebrachte Gewohnheit gewesen, denn der Alte hatte sich jederzeit gut mit dem Herrn Amtsschreiber gestanden und immer ein paar Wörtchen über Politik oder sonstige wichtige Angelegenheiten mit ihm geplaudert, wenn er Briefe und Zeitungen von der Post brachte. Und heute auf einmal sollte das nicht sein? So ließ sich der alte Habermann nicht abspeisen. Nachdem er noch eine Weile gezögert und den

eiligst Schreibenden observirt, wie der in einer wahrhaften Berserkerwuth den Gänsekiel handhabte und keinen Blick von der Schreiberei aufwarf, als stände einer mit der Hetzpeitsche hinter ihm, der jede Zögerung auf der Stelle strafe, trat er dann näher, und eine Zeitung auf den Schreibtisch legend, hob er an:

„Da ist auch die neueste Nummer der Staatszeitung. Die möchte der Herr Amtsschreiber wohl gleich durchlesen, 's ist von wegen der auswärtigen Angelegenheiten."

Eine alte Gewohnheit ist wie ein altes Kleid, das man viele Jahre lang auf dem Leibe getragen und welches uns so bequem und lieb geworden, daß man sich nur mit Mühe davon trauen kann. Seit Jahren schon hatte der Herr Amtsschreiber, wenn der alte Habermann ihm die Zeitung hinschob, die Feder weggelegt und sich im Stuhle zurücklehnend die Nachrichten zu lesen begonnen. Habermann faßte dann stets hinter dem Stuhle Posto und las über die Schultern seines Vorgesetzten hinweg mit demselben Eifer wie dieser. Solches geschah auch heute; Habermann aber bemerkte mit einigem Mißvergnügen, daß der Lesende sehr wenig Aufmerksamkeit auf die mehr oder minder interessanten Nachrichten verwendete, was ihn, den hinter dem Stuhle Stehenden, um deßwillen genirte, da er, kein so gewandter, flüchtiger Leser, um einen guten Theil Neuigkeiten zu kommen fürchten mußte.

Eben wollte der Herr Amtsschreiber das Blatt umwenden, als Habermann rief: „Halten der Herr Amtsschreiber mal an, da steht der merkwürdige Artikel.“

„Welcher Artikel?“

„Von dem der Herr Postsecretair sprach. In Dingsda ... sind drei Frauenzimmer auf einmal närrisch geworden.“

„Närrisch?“

„Nun ja, was man verrückt nennt. Denken sich nur der Herr Amtsschreiber, was das für'n Malheur für die Männer sein muß, wenn's verheirathete Weiber waren. Aber der Herr Postsecretair meinte auch, das könne auch gar nicht anders sein und müsse noch viel schlimmer kommen. Man solle nur in der großen Stadt sehen, was die Frauenzimmer für Moden aufbrächten; Hüte trügen sie jetzt, die nicht einmal so groß wie eine richtige Nachthaube wären, und Schleppen und Schweife hätten sie an den Kleidern, daß es ein wahrhaftiger Graus sei von wegen dem Straßenschmutze. Das käme aber nur von der schlechten Luft. Es wäre unter den Weibern eine Art Epidemie wie Cholera oder Nervenfieber ausgebrochen.“

Der Herr Amtsschreiber antwortete keine Sylbe. Daß der fragliche Gegenstand ihn aber ausschließlich beschäftigte, zeigte sich in dem unverwandten Hinstarren

seiner Augen auf den Fußboden; das Zeitungsblatt war seiner Hand entsunken und lag ihm auf den Knieen. Habermann beobachtete dieses ihm an seinem Vorgesetzten ganz ungewöhnliche Benehmen mit dem größten Erstaunen, war jedoch weit entfernt zu glauben, daß er wenigstens für jetzt die Veranlassung zu dem Wesen des Herrn Amtsschreibers sei. Wenige Augenblicke später wurde ihm diese unerwartete Ueberzeugung gewaltsam aufgedrängt, denn Jener sprang, wie von der giftigen Tarantel gestochen, plötzlich auf, und Habermann's Arm mit seinen beiden Händen packend, rief er mit gepreßter Stimme, als müsse er die Worte aus enggeschnürter Kehle mit aller Macht herauspressen: „Mensch, ... wenn das wahr wäre!“

„Was denn, Herr Amtsschreiber, ... was denn? ... Lassen Sie doch meinen Arm los, Sie brechen mir sonst ja den Knochen.“

Der jämmerliche Klageton, in welchem Habermann dies stöhnte und noch mehr der Anblick seines von dem Schmerze des furchtbaren Zugriffs, den sein Arm erlitten, denn er stak wie in einem fest zugedrehten Schraubestocke zwischen den Händen des Herrn Amtsschreibers, gräulich verzogenen Gesichtes, das bei den vielen Runzeln, mit welchen sich dasselbe zum Ueberfluß gesegnet wies, gar komisch anzusehen war, mochten ihren Eindruck auf den Letztern nicht verfehlen, denn er ließ den bisher festgehaltenen Arm fahren und lief im Zimmer hin und her,

die Hände an die Stirn gelegt, als marterte ihn ein ganz entsetzlicher Gedanke, den er nicht von sich abwälzen könne.

Habermann wurde jetzt ganz perplex, er wußte nicht, was er von diesem merkwürdigen Gebahren des sonst so ruhigen und leutseligen Mannes denken sollte, er sah ihm mit jener Verwunderung zu, welche vielleicht ein friedlicher Wilder, der von den Vorzügen der Civilisation noch keine Sylbe gehört hat und sich plötzlich auf ein stattliches Schiff versetzt sähe, gezeigt haben würde. Der Herr Amtsschreiber murmelte während seines Auf- und Niederrennens in einem fort vor sich hin, wie wenn er sich voll verhaltenen Grolls mit irgend Jemand zankte, was doch sonst seine Art nicht war. Von all dem Gemurmel konnte Habermann Nichts verstehen, und da dies ihn nicht wenig beängstigte, denn wenn man sprechen hört, will man doch wissen, was gesprochen wird, so war er besonders froh, als er bemerkte, daß die Schritte jenes langsamer wurden und allmählig Ruhe über ihn zu kommen schien.

Aber Habermann's Erstaunen mehrte sich um ein Bedeutendes, als der Herr Amtsschreiber vor ihn hintrat, scharf ihm in die Augen sah, als wollte er ihm ein Verbrechen aus der Seele lesen und plötzlich fragte: „Sei Er einmal aufrichtig, Habermann, ... wie lebt Er mit Seiner Frau?“

„Ich?"

„Wer sonst? 's ist Niemand außer mir und Ihm da."

Der Blick des Herrn Amtsschreibers haftete so fest in Habermann's Augen, daß diesen ein höchst unangenehmes Gefühl beschlich und er zagend antwortete: „I nu, ganz passable. In der Woche freilich kann bei unser Einem nicht viel Besonderes aufgetafelt werden, aber des Sonntags haben wir doch immer unser Pfündchen Fleisch im Topfe."

„Er ist ein Esel!" rief Jener ärgerlich.

Der „Esel" war in Habermann's Ohren für jetzt ein wahrhafter Trost, der Ehrentitel klang so amtsmäßig, so bekannt und vertraut aus dem gewöhnlichen Leben ihm in's Herz, daß er wieder einigen Muth faßte. „Meinen es der Herr Amtsschreiber denn anders?"

„Freilich. Wie Er mit Seiner Frau lebt? Glücklich oder unglücklich, zufrieden oder unzufrieden?"

Trotz aller Angst und Verlegenheit, in die der alte ehrliche Habermann durch das ihm durch gar Nichts erklärbare Benehmen seines Vorgesetzten gerathen war, stahl sich doch ein Lächeln über sein furchenreiches Gesicht, die Frage dünkte ihm gar zu komisch, weßhalb er antwortete: „I, Herr Amtsschreiber, das wissen Sie ja, daß ich und meine Rosel schon an die vierzig Jahre mit einander lau-

fen ... Da kann von Unglück und dergleichen doch keine Rede sein, denke ich mir."

„Ja, ja, 's ist wahr ... bald vierzig Jahre ... 's ist gut. Er kann gehen, Habermann." Der Sprechende schien auf's Neue die Schreiberei gar emsig zu haben, denn er schob an dem Alten vorbei, setzte sich an den Schreibtisch und vertiefte sich, das Gesicht beinahe ganz niederbeugend, auf's Papier, als wäre er bedeutend kurzsichtig, in seine Amtsarbeit. Im Grunde war dieses Niederbeugen nichts Anderes als das Gefühl der Beschämung, sich dem Habermann gegenüber eine solche Blöße gegeben zu haben, denn der mußte es ja nun merken, daß unter der letzten Frage über das glücklich oder unglücklich Leben in seinem fast vierzigjährigen Ehestande mit der Rosel etwas ganz Anderes verdeckt war, als nur gerade eine scheinbar plumpe Neugier.

Habermann gehörte indeß nicht zu den feinen Nasen, die so Etwas schnell wittern, er verwunderte sich nur gewaltig, schüttelte das sehr ergraute Haupt und brummte vor sich hin: „Mit dem Herrn Amtsschreiber rappelt's," und trollte sich mit einem „Adjes, Herr Amtsschreiber!" zur Thür hinaus; aber in der nächsten Secunde steckte er den Kopf wieder herein und fragte: „Hätten der Herr Amtsschreiber vielleicht ein paar Minütchen Zeit, ich habe noch Etwas zu rapportiren vergessen."

„Da rapportir' Er!"

„Mit dem Gensd'armen Noak habe ich vorhin geſprochen, wie er gerade vom Richter herauskam. Von heute Abend ſoll täglich eine Anzahl Burſche auf's Piket geſtellt werden, weil ein eingefangener Spitzbube ausgeſagt hat, daß es im Plane wäre, in unſere Kirche einzubrechen. Iſt das nicht himmelſchreiend, in ein Gotteshaus, in ein Heiligthum einbrechen zu wollen?"

Habermann erwartete Nichts gewiſſer als den Herrn Amtsſchreiber mit einſtimmen zu hören in den Ausdruck der Entrüſtung über ſolchen Frevel, und wurde nicht wenig verdutzt, als dieſer ſich in voller Leibeslänge vom Stuhle erhob und mit tiefer Indignation rief: „O, es giebt noch ganz andere Einbrüche, die nicht nur todtes Gold oder Silber betreffen, Einbrüche," und bei den folgenden Worten ſchlug ſich der Sprechende mehrere Male gewaltig auf die Stelle des Herzens, daß es ordentlich ſchaurig aus ſeinem Bruſtgebäude heraushallte, „die in unſer innerſtes Heiligthum geſchehen, es veröden, zerſtören, alles Glück, allen Frieden und Freude auf immer daraus verſcheuchen." Und nun rannte er wieder im Zimmer auf und nieder, als wenn ihm der Kopf brennte.

Habermann, der ihn bei dieſer wilden Promenade zuweilen murmeln hörte: „Schändlich, ... n ch swürdig ... fünfundzwanzig Jahre lang ein Eſel zu ſ n!" zog ſich unvermerkt nach der Thür zurück, die er ſo leiſe als möglich öffnete und hinausſchlüpfte. Draußen faßte er

den festen Vorsatz, spornstreichs zum Herrn Amtmann zu laufen und dem von dem Rappel des Herrn Amtsschreibers zu sagen. „Du meine Güte, wenn der wirklich überschnappt ist ... und 's kann gar nicht anders sein ... seine fünf Sinne sind pfutsch ... Die arme Frau und Tochter, so herzensgute liebe Menschen ..., das wäre ein trauriger Schlag für die Familie.“ Unter diesen Betrachtungen, die der alte ehrliche Habermann eben so confus und unzusammenhängend auf dem Wege nach dem Amtshause für sich machte, hätte er schier den reichen Krämer Schlender, der sich erst vor zwei Jahren hier im Amtsdorfe angesiedelt hatte, über den Haufen gerannt, indem Beide scharf um eine Gassenecke einander entgegenkommend bogen. „Sieht Er denn nicht mehr, Er Mondkalb? Ich denke doch, ich bin keine so geringfügige Personnage, die in Nichts verschwindet!“ Aber dieser Aeußerung des reichen und brusken Kaufmanns setzte Habermann für jetzt keine Sylbe entgegen, sondern lief eiligst nach dem Amthause fort; denn, sagte die ehrliche Seele zu sich, der Schlender bleibt mir später noch, um mich für's Mondkalb bei ihm zu bedanken, das ist ihm nicht geschenkt; jetzt geht aber der Herr Amtsschreiber allen Andern vor, da muß auf der Stelle Hülfe geschafft werden.

II.

Der Grund und Boden, auf welchem sich die folgenden Ereignisse unserer Erzählung abspinnen, ist das Amtsdorf H.... an der .....schen Grenze, ein wahrhaft stattlicher Ort, vor dem sich manches sogenannte Städtchen verstecken muß, denn man findet da, außer der großen Dorfgasse, welche auf beiden Seiten recht hübsche Gehöfte zeigt, noch mehrere kleine Gassen, deren Häuserreihen hinsichtlich des freundlichen Aeußern den großen Gehöften um Nichts nachstehen. Die H....schen sind auch nicht wenig stolz auf ihr Dorf, und dies Bewußtsein hat ihnen einen gewissen Pli verliehen. Mehrere bedeutende Fabriken, welche seit einer Reihe von zwanzig Jahren sich in dem Amtsdorfe befinden, haben den Verkehr ansehnlich gehoben, und da sonach Jung und Alt in H.... Jahr aus Jahr ein Beschäftigung hat, so ist auch die Noth, wie man sie zum Erschrecken oft in anderen Orten gewahrt, ein sehr wenig gekanntes Ding, wenigstens tritt sie nicht in so greller, Entsetzen und Abscheu erregender Gestalt auf, und wo sie auftritt, sind die Betreffenden meist selbst Schuld an ihrem Unglücke. In engem Zusammenhange mit dem Wohlstande der Amtsdörfler ist daher die Geselligkeit zu betrachten, die sich daselbst heimisch niedergelassen hat und gleichwie mit goldener Kette

die Gemüther alle fesselt. Der Winter bringt sie zur vollkommensten Reife, denn die beiden Gasthöfe zum „wilden Mann“ und zum „blauen Stern“ sind dann die Tummelplätze für Jugendvereine und Kränzchen, wo es gar lustig zugeht und in der Regel erst lange nach Mitternacht Feierabend gemacht wird. Für die Honoratioren dient die Post als Sammelplatz. Da kommen die Herren vom Amte, die Fabrikherren, der Pastor und der Oberförster, auch mehrere der wohlhabendsten Bauerngutsbesitzer zusammen. Wenn da ein Kränzchenball gehalten wird, geht's recht splendid zu; aber ehe es so weit gebracht wird, kostet's doch jedes Mal viel Mühe, denn es stellt sich bei diesen Gelegenheiten ein Umstand heraus, der für Unternehmungen solcher Art kein geringes Hinderniß zu sein pflegt. Alte und unverheirathete Herren giebt es hinlänglich, aber junge sehr wenige; das weibliche Geschlecht ist hinsichtlich der Töchterzahl im Kreise der Honoratioren ansehnlich vertreten, deßhalb wird der Mangel an jungen Männern doppelt empfindlich und man muß als Aushülfe in der Umgegend zu den Kränzchenbällen rekrutiren nach Möglichkeit. Der Sommer dagegen zerstreut diese schwere Sorge, die H....schen Honoratioren tanzen nicht in dieser Jahreszeit, weil es in derselben noch schwieriger sein würde, Tänzer zu requiriren. Die geringere Menschheit von H.... fühlt von solchen Schwierigkeiten Nichts, jeder Sonn- und Feiertag im

Sommer füllt die Tanzsäle der beiden Gasthöfe, die Pickelflöten gellen bis in die späte Nacht hinein und selten wird der Platz geräumt von der tanzlustigen Jugend, ehe nicht der letzte Geigenstrich geschehen ist.

Im letztververflossenen Winter hatte sich für die Honoratioren-Damenwelt bei den Kränzchenbällen Gelegenheit zu bedeutendem Mißvergnügen gefunden. Des Herrn Amtsschreibers Tochter, Ida, war aus der Residenz zurückgekehrt, wo der Vater sie vor drei Jahren in eine Pensionsanstalt gebracht hatte, um dem Mädchen eine gute Ausbildung geben zu lassen, wie er sagte.

Ihre Rückkehr ward unter der kleinen Zahl junger Männer in H.... gewissermaßen zum Ereignisse, das sehr lebhaft besprochen wurde. In Wahrheit konnte Ida für das schönste Mädchen im ganzen Amtsdorfe gelten. Beim ersten Male in die Kirche Gehen mit ihrer Tochter merkte die Frau Amtsschreiberin auch recht gut, wie Aller Blicke sich auf Ida richteten. Die Residenzluft und das Leben in der Pensionsanstalt hatten, wie es schien, die Jugendfrische des schönen Mädchens nur mehr verklärt als dieselbe gemindert. Das ganze Wesen Ida's trug den Ausdruck der Veredlung, welche in bester Harmonie mit der Naturwüchsigkeit ihres innersten Selbst geblieben, die letztere nicht überwuchert hatte, was leider in den großen Erziehungsanstalten für junge Mädchen der Fall zu sein pflegt. Die mittelgroße, schlanke und dabei zierliche Ge-

stalt bewegte sich leicht und sicher; da war nichts Eckiges, Ueberbildetes zu sehen, sondern ein offenes, freundliches Herausgehen aus sich selbst ohne Lug und Täuschung. Auf dem schönen Gesichte des Mädchens blühte die Fülle der Gesundheit und in den Augen spiegelte sich die klare, heitere Seele.

Bei Amtsschreibers schien sich seit Ida's Rückkehr der Himmel aufgethan zu haben. Frau Margarethe verjüngte sich schier in ihrer großen Freude über die Tochter, der Amtsschreiber rieb sich öfter die Hände, was jederzeit bei ihm ein Zeichen innerlichen Stillvergnügtseins und Rosenlaune war, und die alte gute Marthe, welche in der Eigenschaft einer Magd sich gerade so lange im Hause befand, als Amtsschreibers ihren Ehestand datirten und durch diesen fast fünfundzwanzigjährigen Zeitraum gewissermaßen bei den die Familie betreffenden Angelegenheiten Sitz und Stimme errungen hatte, vom Herrn, der Frau und der Tochter als unveräußerliches Familien-Inventarium betrachtet wurde, sagte manchmal zu Frau Margarethe: „Frau Amtsschreiberin, an unserer Ida haben wir uns wahrhaftig in Gott eine leibhafte Freude erzogen. Guken Sie nur 'mal zum Fenster hinaus, wenn sie aus dem Hause hier die Gasse lang hinaufgeht, wie ihr die Leute da nachsehen... Ja, so'n Prachtmädel wird nicht alle Tage jung in H...., das

sage ich, und ich kenne H.... in- und auswendig wie meine Tasche."

So viel Vergnügen derlei Bemerkungen auch der Frau Amtsschreiberin machten, so fand sie sich doch von wegen der Schicklichkeit veranlaßt, der alten Marthe zu erklären, daß, wenn von Ida die Rede sei, der allerdings recht wohlgemeinte Ausdruck „Mädel" wegfallen müsse, denn jetzt sei Ida eine Mamsell mit vollem Fug und Recht. „Das ist nur der Leute wegen, versteht Sie, Marthe," fügte die Erklärende hinzu, „aus Hochmuth mache ich Sie nicht darauf aufmerksam, Ida anders zu tituliren, da kennt Sie mich wohl, denke ich."

„Na, ich kann unser Kind auch Mamsell nennen, wenn's sein muß," entgegnete Marthe, „aber lieber haben kann ich's deßwegen nicht, das glaube mir die Frau. Uebrigens so patschirlich wie der Herr Schlender, der reiche neue Kaufmann hier, der so viel paschen soll, kann ich auch nicht thun; geht der nicht um die Mamsell wie unsere Hauskatze um den heißen Brei herum? Das sieht ein Blinder, daß der schmählich in sie verschossen ist. Mir könnte er nicht gefallen, das sage ich offen heraus, so'n Bindfadenmensch paßt nicht für unsere Ida; da muß eine frische, kräftige Natur kommen, die ihr an's Herz wächs't, ein junger Bursche, der ihr gefällt... Der Schlender gefällt ihr nicht, das habe ich weg, und bei mir hat sie auch ganz Recht. Es müßte ja merkwürdig

zugehen, wenn so'n hübsches Mädel, ... Mamsell wollte ich sagen, sitzen bliebe."

Bei derlei Reden der Marthe schwieg die Frau Amtsschreiberin; denn abgesehen davon, daß die Ausdrucksweise der Magd ihr mitunter zu derb vorkam, so stimmte sie doch im Stillen vollkommen in deren Ansichten ein. Sie hatte Nichts gegen den Schlender; aber als Ida's Mann konnte sie sich ihn nicht denken, da mußte sie Marthen Recht geben.

Wir haben somit das häusliche Glück in der Familie des Amtsschreibers geschildert und wenden uns nun zu den Begebenheiten, welche über das glückliche Familien-Stillleben eine häßliche Wolke der bittersten Störung brachten.

III.

Der erste Kränzchenball in der Post war für die Frau Amtsschreiberin ein wahrer Triumph; denn wie die Bienen eine süße Blume, so umschwärmten die jungen, unverheiratheten Männer die liebliche Erscheinung Ida's, so daß die Huldigungen, die sie empfing, schier auffällig wurden. Herr Schlender kam dabei sehr schlecht weg, denn er hatte es nur zu einem Tanze mit Ida gebracht,

die junge Männerwelt hatte ihm das Vergnügen mehrerer Tänze mit ihr vor der Nase weggenommen.

„Sie vernachlässigt Herrn Schlender gar zu sehr," bemerkte der Herr Amtsschreiber etwas mißmuthig gegen seine Frau.

„Wie kann Dich das verdrießen!" war die Antwort, „'s ist ja ganz natürlich, daß ein junges Mädchen lieber mit jungen Männern tanzt..."

„Von denen wird sie aber Keiner heirathen."

Dieses leise geführte Gespräch wurde durch den Hinzutritt einiger Herren unterbrochen; für die Frau Amtsschreiberin war es jedoch hinlänglich gewesen, um daraus Einsicht in den bisher still gehegten Plan ihres Mannes zu gewinnen. Sie war darüber nicht wenig erschrocken.

„Müßten die Leute lachen, daß wir unsere Ida hätten in der Pension ausbilden lassen und das viele Geld d'ran gewendet, damit sie eines — Dorfkrämers Frau werden soll! Gott soll mich bewahren! So lange ich lebe, geschieht das nimmermehr," dachte sie.

Während die Frau Amtsschreiberin diesen Entschluß zu einer energischen Opposition faßte, die in ihrer stillen, friedlichen Häuslichkeit nicht geringes Aergerniß entzünden sollte, tröstete der Amtsschreiber Herrn Schlender, der sich schon als Schwiegersohn betrachtete, nach Kräften.

„Das junge Männervolk ist nun einmal ganz des

Teufels nach jungen Mädchen, obendrein ist Ida, so zu sagen, eine neue Erscheinung für sie... Da drängt sich nun Jeder heran."

Wenn Schlender auch wirklich seinen Verdruß wohl oder übel hinunterschluckte, so brachte ihn gegen Ende des Balles eine Wahrnehmung schier aus dem Häuschen. Der alte Oberförster war mit einem jungen Manne kurz vor Anfang des Balles gekommen, und während der alte Waidmann mit seinen Altersgenossen im Nebenzimmer ein Solo nach dem andern verarbeitete, tanzte der junge Mann, der, wie man wußte, der Sohn eines verstorbenen guten Freundes vom Oberförster und bei dem Letzteren seit einem Vierteljahre erst als Bursch angestellt war, flott den ganzen Abend hindurch. Das sah Jedermann, dem Mädchen war der junge Jäger ein sehr lieber Tänzer. Nicht nur, daß er flott mit ihr im Saale dahinflog, sondern er war auch ein bildhübsches Menschenkind, mit kleinem schwarzem Schnurrbärtchen, von schlankem Wuchse und einem so freundlichen Gesichte, als gehöre Himmel und Erde sein und Lust und Freude sei so recht eigentlich seine Lebenssphäre. Aus Mißvergnügen war Schlender in's Spielzimmer gegangen und hatte sich im stillen Grimme zum Oeftern bête machen lassen. Als er keineswegs erheiterter in den Saal zurückkam, suchten seine Augen Ida, er sah sie nirgends. Im offenen Nebenzimmer aber saß sie auf einem Sopha, und der

junge Jäger stand vor ihr, ihre Hand in der seinen haltend. Wie verdutzt blieb Schlender an der Schwelle stehen.

„Wer ist denn Der?“ fragte er einen an ihm Vorübergehenden.

„Oberförsters Franz. Ein nettes junges Blut,“ war die Antwort.

Und wie lachten Beide! Die große Herzensfreude war dem Zusehenden ein Dorn im Auge, er beschloß, sie zu stören und trat heran. „Mama sucht Sie, liebe Ida.“

„Sagen Sie ihr nur, ich hätte einen recht lieben Bekannten von der Pension her wiedergefunden.“

Mit einem langgedehnten „So!“ zog sich Schlender zurück; dem lieben Bekannten hätte er Arsenik eingeben können.

Von dem Kränzchenballe her datirte sich viel Aergerniß im amtsschreiberlichen Hause. Der Hausherr hatte kein Hehl, daß er die Heirath mit Schlender als eine gute Partie für Ida betrachtete und folglich sie wünschte.

„D e n soll ich heirathen?“ hatte aber Ida gefragt und dazu gelacht... „Der Herr Schlender kann ein recht guter Mann sein, aber ein ganz gescheidter wird er sein, wenn er eine Andere heirathet.“

Und die Mutter stand ihr bei und hielt sehr starke Opposition gegen den ärgerlichen Eheherrn, der ihr gerade

heraus sagte, daß er dem Schlender sein Wort schon gegeben und das müsse gelten unter allen Umständen.

„Ich gebe es aber nicht und ich bin die Mutter,“ hatte die Frau Amtsschreiberin erwidert.

Die alte Marthe stand wie schweres Geschütz im Hintergrunde und bombardirte die Frau, daß sie doch um keinen Preis die Heirath zugeben möge. „Da gehe ich aus dem Dienste,“ hatte die alte Person erklärt... „Ich will mich bei solch einem Ischariotshandel nicht betheiligen; Frau Amtsschreiberin, wenn Sie da nicht Zeter und Mord schreien, daß ganz H.... zusammenläuft, weiß ich nicht, was ich von Ihnen denken soll.“

Der böse Geist der Zwietracht war in das Haus eingekehrt und an ein Hinausfahren desselben schien gar nicht zu denken zu sein. Schlender hatte bald ausspionirt, daß Oberförsters Franz zuweilen in der Kirche oder auch in den Wochentagen mit Ida zusammentreffe und dies seinem Herrn „Schwiegerpapa“ gesteckt, von dem er noch obendrein wußte, daß die Jäger ganz und gar nicht in Gunst bei ihm ständen. Der Funke hatte auch gleich bei dem Herrn Amtsschreiber gezündet und er sagte seiner Frau in großer Erbitterung, daß er seine Tochter lieber einem Steinklopfer als einem Jäger geben werde. Er wolle keinen Lärm machen, aber von ihr, der Mutter, erwarte er, daß sie dem Mädchen den Kopf zurechtsetzen werde. Erst durch diese ihr gewordene Auf-

gabe erfuhr Frau Margarethe, daß Ida eine Neigung und zwar zu einem Grünrock habe. Anfänglich fühlte sie sich verletzt, dergleichen, was doch — kein Mensch konnte das leugnen — von Gottes- und Rechtswegen in's weibliche und vor allen Dingen in's mütterliche Departement gehöre, erst von ihrem Manne erfahren zu müssen; es that ihr weh, sich nicht von Seiten ihrer Tochter so viel Vertrauen erwiesen zu sehen, als sie wohl für alle die Liebe von ihr fordern durfte; aber da mengte sich ganz unerwartet zu Ida's Vertheidigung die alte Marthe hinein, gegen die sie davon gesprochen hatte.

„Wie können die Frau Amtsschreiberin nur deßwegen böse sein?" hob die alte Person an. „Ich weiß zwar nicht, wie's die Frau Amtsschreiberin gemacht haben, als Sie mit dem Herrn die Amourschaft anfingen, aber Vater und Mutter haben Sie gewiß nicht erst um Erlaubniß gefragt, ob Sie sich verlieben dürfen, und an die Kirchenglocke haben Sie's sicher auch nicht gehängt, daß es Alle gleich erfahren sollten. Das ging gewiß ganz im Stillen. Wenn unsere Ida wirklich in Oberförsters Franz verliebt ist, wett' ich, sie weiß es am Ende gar nicht 'mal; das macht sich so unter der Hand, ohne daß man sagen kann, wie es gekommen ist. Drei Mal ist mir's so gegangen, daher rede ich aus Erfahrung; wäre ich nicht ein so blutarmes Mädel gewesen, Einer von den Dreien hätte am Ende Ernst gemacht. Was übrigens

des Oberförsters Franz betrifft, dem gönne ich unsere Mamsell, der ist wie ganz apart für sie vom Herrgott auf die Welt gesetzt, ein hübscher Bursch, immer spiegelblank in seiner grasegrünen Tappke wie unser Laubfrosch, und ein Paar seelensgute blaue Augen hat er... Sie müssen einmal mit Ida im Vertrauen reden; hat sie sich in den Grünen verschamerirt, da kriegen Sie sie nicht los, das sage ich Ihnen im Voraus."

Die alte Marthe hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als sie sagte, Ida wisse am Ende gar nicht einmal, daß sie in den schlanken Jäger verliebt sei. Wie die Mutter zu sondiren begann, kam das an den Tag. Mit Seelenruhe, obwohl mit offenbarem Vergnügen erzählte Ida, daß der Franz, ein guter Freund von dem Sohne der Frau Directorin der Pensionsanstalt, mit demselben auf der Forstakademie und ein paar Mal mit ihm zu Besuch bei der Directorin gewesen sei. Daher kenne sie ihn und sie habe sich herzlich gefreut, daß sie ihn hier so ganz unerwartet wieder gesehen.

„Aber das gefällt mir nicht recht von ihm, daß er Dir so heimlich ... auflauert," bemerkte die Frau Amtsschreiberin.

„Mir? Ich weiß von Nichts."

„Nun, in der Kirche und sonst, wenn Du zuweilen ausgehst, wie man mir gesagt hat."

„Ach ja, das Verbrechen hat Franz begangen," rief

Ida lachend. „Er ist so keck gewesen, sich an ein paar Sonntagen zu gleicher Zeit mit mir in der Kirche einzufinden und wie wir uns beim Herausgehen begegneten, hat er es gewagt, mit mir zu sprechen. Bin ich denn das nicht werth, Mütterchen, oder ist er es nicht werth, daß er mit mir spricht? Und ungefähr vier Mal habe ich ihm des Nachmittags begegnet. Und ein Mal ..." Ida begann zu stocken, als wenn sie sich erst klar besinnen müßte, „wie ich an Großvaters Sterbetage den Strohblumenkranz auf dessen Grab legte, kam er auf den Kirchhof. Was er da gesagt hat, Mutter, war mehr werth, als wenn unser Pastor eine Charfreitagspredigt hält."

„Was hat er denn da gesagt?"

„Wir standen am Doppelgrabe, wo die beiden Teicherts ruhen, die, kaum ein halbes Jahr mit einander verheirathet, wenige Wochen auseinander starben. Ich sprach davon. „Dann sind sie die Glücklichsten unter all denen gewesen, die hier eingebettet wurden," sagte er, „sie gingen im Frühlinge ihrer Liebe heim und haben keinen Herbst, keinen Winter kennen lernen, wie diese so oft mit rauhen Stürmen die besten Herzen erkalten." Und wie ich ihm entgegnete, daß seine Worte fast so klängen, als wenn er gar nicht glaube, daß zwei Menschen sich ein ganzes Leben hindurch lieben könnten, faßte er meine Hand und sprach: „Thun Sie mir nicht Unrecht

durch solche Deutung. Ich meine nur, es gehören zu solcher lebenslangen Liebe auch die rechten Herzen, und die sind nicht alltäglich zu finden. Sie müssen zusammen passen, daß die Gewohnheit, die an Allem ihren Zahn versucht, keinen Fleck findet, sich zwischen sie zu drängen; an solchen fest aneinander haltenden Herzen verliert die Zeit nicht nur ihre Macht, sondern sie heiligt auch ihren Bund, daß er aushält, bis die letzte Lebensflamme in Beiden erloschen ist." Mütterchen, ich gestehe Dir, das klang mir so tief in die Seele hinein, daß ich kein Wort entgegnen konnte. Nach einer langen Zeit beiderseitigen Schweigens sagte er zu mir: „Ich suche solch ein treues Herz für meinen Lebenspfad ..., werde ich eins finden? Welche Hoffnung geben Sie mir dazu?" In der Minute war ich herzlich froh, daß der Todtengräber mit seinem Arbeiter kam, um ein in der Nähe vom Winde umgerissenes Kreuz wieder fest zu setzen. Was hätte ich denn dem Franz sagen sollen?"

Die Frau Amtsschreiberin sondirte nicht weiter, Ida's Rede von den ihr so tief in die Seele hinein geklungenen Worten des Jägers, und die dabei ihr liebliches Gesicht plötzlich überstrahlende Purpurröthe war Zeugniß genug, daß sie ihn liebe, ohne es zu wissen oder ohne es sich vielleicht selber gestehen zu wollen. Das Schicksal macht zuweilen curiose Sprünge, um Unerklärtes zur Erklärung zu bringen.

Im nächsten Februar lag ungewöhnlich viel Schnee, und der lang gehegte Wunsch Frau Margarethens, eine ihrer liebsten Jugendfreundinnen, die Gattin eines Rittergutspachters, vier Stunden von H...., zu besuchen, ging endlich in Erfüllung. Von zwei raschen Pferden gezogen, saus'te der Schlitten über die stark geharrschte Schneedecke, als wäre er ein vom Bogen entsendeter Pfeil. Sie mußten durch den Forst, an der Oberförsterei vorbei. Die Mutter bemerkte es recht gut, daß Ida den Blick nach dem von stattlichen hohen, jetzt mit einer gefrornen Schneelast gleichwie mit Zuckerguß überreich beladenen Tannen, auf welche die Vormittagssonne einen wahrhaften Silberglanz zauberte, umgebenen Hause richtete und Jemand zu suchen schien; aber da war keine Menschenseele zu sehen, Alles still, als wäre das Waldpalais ausgestorben. Ida wickelte sich fester in ihren Mantel ein und verhüllte das Gesicht mit dem Schleier, weil es bei der schnellen Fahrt doch sehr ziehe. In Wahrheit aber war es die getäuschte Hoffnung, die einen Schatten von Mißmuth in ihr Herz warf.

Die Frau Amtsschreiberin behielt ihre Bemerkung für sich und vermuthete nicht im Entferntesten, daß sie selbst noch heute die jetzt unerfüllte Hoffnung ihrer Tochter in Erfüllung gehen sehen sollte. Das geschah bei der Nachhausefahrt.

Es war tief in der achten Abendstunde, als sie den

Forst wieder erreichten, der Himmel hatte sich gegen Abend schnell verändert und eine Last Schneewolken sich von allen Seiten aufgethürmt, die mit heftigem Gestöber drohten.

„Laß Er nur die Pferde derb ausgreifen, daß wir nach Hause kommen, ehe das Unwetter losbricht," mahnte Frau Margarethe den Kutscher, der auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendete, um seine Thiere von der Nothwendigkeit raschen Laufes zu überzeugen und dazu anzueifern. Wie von der Windsbraut getrieben, tobte das kräftige Gespann mit dem leichten Schlitten dahin. Der Sturm, den die Fahrenden schon vorher empfunden, ehe sie noch den Forst erreichten, rauschte gewaltig durch die hochwipfeligen Waldriesen und nahm mit jedem Augenblicke zu an Kraft.

„In zehn Minuten sind wir an der Oberförsterei vorbei," sagte der Kutscher, „jetzt kommen wir gleich an die große Waldblöße."

Die letztere sollte ihnen jedoch zur verhängnißvollen Stelle werden. Der hier nicht von hohen Bäumen aufgehaltene Sturm ras'te mit orkanähnlicher Wuth über die baumlose Fläche quer über die Straße hin, daß die Pferde nur mit Mühe den Schlitten im Geleise nachziehen konnten.

„Noch ein paar Augenblicke Geduld und wir sind vorbei!" tröstete der Kutscher.

Aber damit war es Nichts, denn in selbigem Momente knickte der wüthende Sturm eine junge einzeln an der Straße stehende Tanne wie ein Schilfrohr, daß sie prasselnd längs der Straße niederstürzte. Erschreckt davon sprangen die Pferde seitwärts, der heftige Ruck, der auch den Schlitten seitwärts schleuderte, warf ihn um, und während beide Frauen nebst dem Kutscher, dem bei dieser Gelegenheit die Zügel aus der Hand schlüpften, eine unvermuthete Niederlage im Schnee fanden, tobten die scheu gewordenen Thiere quer über die Straße, den auf der Seite liegenden Schlitten hinter sich herschleifend, in's Dickicht hinein, wo sie, da die starken Stämme das Fuhrwerk aufhielten, endlich stehen blieben. Mutter und Tochter mußten zu Fuße nach der Oberförsterei wandern, während der Kutscher seinen Pferden nachging.

„Wenn der Franz da ist, finden wir gute Aufnahme," sagte Ida in einem Tone, aus dem deutlich herausklang, daß sie den Unfall, bei dem keines von ihnen Schaden erlitten, recht aus vollem Herzen segnete.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Franz öffnete auf ihr Klopfen die geschlossene Hausthür und schrie bei Ida's Anblick so unbändig auf, als ob er einen Geist sähe. Dann aber brach die Freude eben so gewaltsam bei ihm durch, daß schier nicht viel gefehlt, er hätte Ida vor der Mutter Augen in seinem übergroßen Jubel umarmt. Daß die beiden jungen Leute sich liebten, leuchtete unver-

kennbar aus ihren Blicken, denn Beider Augen strahlten vom Glücke des unerwarteten gegenseitigen Wiedersehens. Die Frau Amtsschreiberin spielte anfänglich die stumme Rolle eines Zuschauers, dem volle Gedankenfreiheit gegönnt, dafür aber Schweigen auferlegt ist. Erst als die lebhaft aufwallenden Empfindungen der Freude bei beiden jungen Leuten sich sänftigten, schien sich Franz zu erinnern, daß es gegen alle Sitte laufe, nur allein für die Tochter und nicht auch für die Mutter derselben Augen zu haben.

„Frau Amtsschreiberin, zürnen Sie nicht, daß ich Ihnen vielleicht ... recht sonderbar erscheine," hob er an, „ich fühle es selber, daß ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin, damit Sie nicht Uebles von mir denken. Unser Jägerleben ist still und traulich, und der grüne duftige Wald meint es wie der beste Freund mit uns; damit wir nicht vereinsamen, macht er uns das Herz zur Welt, und wie klein und beschränkt auch diese unsere Welt sein mag, einen großen Vorzug hat sie doch, den ich um alles Gold der Erde nicht vertauschen möchte gegen den Flattersinn, der wieder eine Beigabe des lustigen und luftigen Durcheinanders ist, das den Leuten, die Nichts von der heiligen trauten Heimlichkeit des Waldes wissen, tagtäglich eine ganze Fluth neuer Gedanken, Wünsche und Bilder vor und in die Seele drängt. Wenn uns einmal ein Bild im Herzen aufgegangen ist, dann verweht's der

Wind nicht so leicht wieder, der Wald mit seinem süßen Geflüster verräth's an Niemand und hütet's, daß es wächs't in unserm Herzen und es bald ganz allein ausfüllt. So ist mir's geschehen, als ich Ihr Fräulein Tochter sah. Ihr Bild hat der grüne duftige Wald gepflegt und jetzt ist es mir so groß im Herzen geworden, daß ich nur den Wunsch habe, es möchte mir geschenkt sein für's ganze Leben."

Frau Margarethe gerieth in keine geringe Verwirrung. Das war ja ein Liebesgeständniß in bester Form. Hübsch war der Franz, ein schlanker, kräftiger Jüngling, und seine guten Augen, von denen die alte Marthe schon gesprochen, schauten so offen und herzlich dabei in ihre mütterlichen Augen, daß ein Zweifel an der Redlichkeit seiner Gesinnungen gar nicht möglich erschien. Und Ida sagte zu ihr:

„'s ist mir mit dem Franz gerade so gegangen wie ihm mit mir. Wenn ich auch die Augen zumache, hilft's doch Nichts, immer steht er vor mir in seiner grünen Jagdtappke und lacht mich an so lieb und freundlich, daß ich ihm gut sein muß, Und voll Gedanken bin ich jetzt, wie ein Geheimrath, der Alles für sich behält, was er etwa Geheimes weiß, und wenn ich die vielen Gedanken abschütteln will, weil sie ordentlich confus machen, da tritt wieder der grüne Schelm vor mich hin, freilich nur im Geiste, und — das ist eben das Allerschlimmste bei

der ganzen Geschichte, liebe Mutter, nun geht's Denken erst recht an. Der Grüne hat mir's angethan, anders ist es nicht."

Die Frau Amtsschreiberin dankte Gott im Stillen, daß jetzt die Hunde wie rasend anschlugen und des alten Herrn Oberförsters Ankunft sie aus der peinlichen Lage, zu antworten, erlös'te. Der alte Herr entschied sogleich, nachdem er gehört hatte, welche Ursache dem einsamen Forsthause diesen Besuch gebracht und zugleich auch die Meldung einlief, daß die eine Kufe des Schlittens zerbrochen sei, die Frau Amtsschreiberin und Tochter sollten nach einem frugalen Abendbrote mit seinem Schlitten und seinen Pferden nach H.... fahren, ihr Kutscher möge in aller Gemächlichkeit und so gut es ginge mit seiner zerbrochenen Karrete entweder voraus- oder nachschleifen.

Diesem Ausspruche war Nichts entgegenzusetzen, denn das würde der Oberförster nicht wenig krumm genommen haben. Ida war das Arrangement gar nicht unlieb, denn so blieb sie doch wenigstens noch ein Stündchen im Forsthause. Einen größeren Schreck konnte die Frau Amtsschreiberin gar nicht bekommen, als daß der Franz sie nach Hause fuhr und sich hinten auf die Pritsche setzte, wo er sich unterwegs mit Ida unterhalten konnte. Aber zu ändern war es nun einmal nicht. So ging's denn fort im sausenden Trabe; der Wald mit seinen

schwer gefrorenen Bäumen hüpfte an ihnen vorüber, und die fünf Viertelstunden Weges bis in's Amtsdorf schrumpften in ein ganz kleines halbes Stündchen zusammen.

Der Herr Amtsschreiber und die alte Marthe harrten, als sie vom Waldwege her das Schellengeklingel in der stillen Nacht näher kommen hörten, es war schon in der elften Stunde, an der Hausthür, denn es war beiden Angst geworden, daß ein Unglück passirt sein könne. Des Herrn Amtsschreibers Erstaunen, als er Oberförsters Franz erkannte, war keineswegs erfreulich, indeß er mußte doch gute Miene zum bösen Spiele machen und lud ihn ein, mit in die Stube zu kommen, ein Täßchen Warmbier zu trinken.

„Wenn Sie mir freundlichst erlauben, Herr Amtsschreiber, komme ich morgen oder übermorgen, um mich nach der Damen Befinden zu erkundigen, jetzt darf ich die Pferde nicht im Freien stehen lassen. Sie sind teuflisch gelaufen und schwitzen, könnte leicht eins oder das andere verschlagen."

Mit einem Gutenachtgruß verschwand Franz mit seinem flüchtigen Gespann bald aus den Blicken der ihm Nachsehenden.

VI.

Das Frühjahr mit linden Lüften und frischem Grün hatte die winterlichen Tücken verdrängt, auf den Feldern regte sich der menschliche Fleiß in harter Arbeit, die Lerchen wirbelten ihre Lenzeslieder im goldfunkelnden Sonnenstrahl und der fröhliche Sang weckte die Frühlingslust im Menschenherzen auf, daß es mit neuen Hoffnungen den schönen heranblühenden Tagen des Mai entgegenharrte.

Bei Amtsschreibers war kein so fröhlicher Frühling gekommen, da schien die Sonne gerade noch viel trüber wie in den Wintertagen; denn außer der Uneinigkeit zwischen beiden Eheleuten hinsichtlich Schlender's hatte sich zwischen ihnen eine Kluft aufgethan, die zu überbrücken gar nicht mehr im Bereich der Möglichkeit zu liegen schien.

Wer da immer wüßte, welcher Art die Störungen im ehelichen Leben dieser oder jener Leute wären und welchen wahrhaft lächerlichen Ursachen sie entstammen, der würde zuweilen den gerechtesten Grund haben, an der menschlichen Vernunft zu zweifeln. In den ernstesten Lebenslauf schiebt das neckische Schicksal zuweilen eine Posse ein, über welche jeder Andere, dem sie nicht wie ein Dorn in's Fleisch dringt, sich vor Lachen ausschütten

möchte, über die aber der ernste Mann, der jederzeit ein Muster von Weisheit gewesen, so bedeutend stolpert, daß es manchmal nur an einem dünnen Fädchen zu hängen scheint, daß er nicht das Genick dabei bricht. Und fast könnte man zu der Behauptung berechtigt werden, daß in Jedes Leben oder Dasein mindestens eine Dummheit, von welcher Art sie auch sein möge, eine bedeutende Rolle spiele.

Die Uneinigkeit des Herrn Amtsschreibers und seiner Frau über den Heirathsplan des Ersteren hatte glücklicherweise keine so große Lücke in das fast fünfundzwanzigjährige zufriedene Stillleben dieser Ehe gebracht, daß derselben äußerlich Etwas angemerkt werden konnte. Es lag etwas fein Diplomatisches in dieser beiderseitigen Aufrechthaltung des alten status quo, beide Theile beobachteten gegenseitig eine gewisse Rüchsichtsnahme und so würde anzunehmen gewesen sein, daß mit der Zeit der Herr Amtsschreiber von seiner fixen Idee mit dem Schlender ganz abkommen werde, zumal Ida mitten inne zwischen dem väterlichen und mütterlichen Streite allemal hell auflachte, wenn der Papa Amtsschreiber von vortheilhafter Verheirathung sprach und dabei von Rosinen und Mandeln Etwas murmelte, als läge in dem Besitz dieser Handelsartikel eine wahre Glückseligkeit für die Frau eines Krämers. Offenbar gingen diese Angriffe seit einigen Wochen mehr auf Ida selber, und die Mutter

ward weniger dabei betheiligt. Ida schüttelte allemal mit dem Kopfe, wenn die Rede auf den Schlender kam, und sagte lachend:

„Gieb Dir doch keine Mühe, Goldväterchen; den heirathe ich im Leben nicht und wenn er bis über die Ohren in Gold und Edelsteinen säße."

Wen sie heirathen wollte und wenn er noch so blutarm wäre, das wußte Papa Amtsschreiber nur zu gut, und Ida machte auch kein Hehl daraus, daß der Grünrock ihr es angethan, denn sie war nun einmal für's edle Waidwerk eingenommen, und selbst ihre Heiterkeit trug diese Färbung: wenn sie sang, waren es immer Jägerlieder, worüber der Papa immer in grimmigem Zorn entbrannte.

An Ida's Liebe zu dem Jäger hatte die Frau Amtsschreiberin in Wahrheit auch keine sonderliche Freude; denn er litt an einem fürchterlichen Uebel, er war — arm wie eine Kirchenmaus und hatte keine Aussichten, anständig eine Frau ernähren zu können. Die alte Marthe hatte Nachrichten über seine finanziellen Zustände einholen müssen, und diese Erfahrung schlug bei Frau Margarethe die Neigung, diese Partie zu begünstigen, gewaltsam nieder. Aus dieser Ursache schwieg sie, wenn ihr Mann von Schlender redete, und dies brachte die beiden Eheleute einander wieder näher, so daß sich zwi=

schen ihnen wenigstens für den Anschein ein ziemlich gutes Einvernehmen einstellte.

So saßen sie eines Sonntags Nachmittags allein mit einander beim Kaffee; Ida war zu Besuch gegangen. Der Herr Amtsschreiber war heute ungewöhnlich guter Laune, hatte bei Tische ein paar Gläser Wein mehr als gewöhnlich genossen und redete jetzt von dem Festmahle, das sie zur Feier ihrer baldigen fünfundzwanzigjährigen Hochzeit ihren Freunden und Bekannten geben wollten. Das war ein Kapitel, wobei Frau Margarethe eine große Disputationsgabe entwickelte; es konnte auch gar nichts Wichtigeres im häuslichen Arrangement geben als die Anordnung eines Gastmahls. Da war so viel zu berücksichtigen, zu überdenken, damit Niemand Anlaß habe, hinterher schlechte Bemerkungen über „die große Fête bei Amtsschreibers“ zu machen.

„Mutter,“ entgegnete der Alte, „Hebenstreit's haben ihre silberne Hochzeit auch pompös gefeiert, und ein paar Jahre darauf ...., Du weißt's ja selber, Mutter.“

„Das ist ein ganz anderer Casus,“ entgegnete Frau Margarethe, „zwischen Hebenstreit's Ehe und der unsrigen ist doch ein himmelweiter Unterschied, denn ...“

Der Herr Amtsschreiber lachte wie ein Kobold. „Gar keiner!“ rief er in seiner Weinlaune, „sie waren eben so gut verheirathet wie wir.“

„So? Aber der Hebenstreit war ein schlechter Mann, der's heimlich mit Andern hielt, das wußte seine arme Frau nicht. Wie sie aber nach siebenundzwanzigjähriger Ehe dahinter kam, ließ sie sich von ihm scheiden, und daran that sie sehr Recht. Giebt's denn etwas Abscheulicheres auf Gottes weiter Erde als solch einen Betrug? Da ist ja aller Glaube, alle Liebe, alle Hoffnung mit einem Male zerrissen, ein Unglück, welches gar nicht zu übersehen ist."

„Der Hebenstreit war ein Esel," entgegnete der Herr Amtsschreiber, über die Heftigkeit seiner Ehehälfte lachend, „hat's dumm angefangen, hätte vorsichtiger sein sollen."

„Wie? Dumm angefangen? Vorsichtiger hätte er sein sollen? Und das sagst Du, Gottlieb? Dem schlechten Menschen vertrittst Du die Brücke?" pluderte die Frau auf mit zorngeröthetem Gesichte und ließ eine so geharnischte Zurechtweisung folgen, wie dem Herrn Amtsschreiber in seinem fast fünfundzwanzigjährigen Ehestande mit ihr noch gar nicht zu Ohren gekommen. Der aber war glücklicher Weise zu guter Laune, um sich diese Predigt zu Herzen zu nehmen.

„Aber, Frau, bist Du denn ganz aus dem Häuschen?" rief er. „Merkst Du denn gar nicht, daß ich Dich nur habe in die Wolle bringen wollen? Ich bin doch ein wahrer Musterspiegel von einem Ehemann mit einer bom-

denfesten Tugend, das weiß ja Niemand besser als Du. Hast Du denn je Anlaß gehabt ..."

Die alte Marthe trat ein mit einem Briefe. „Herr Mehnert aus der Fabrik schickt dem Herrn Amtsschreiber ein paar Zeilen vom Herrn Buchhalter Christoph."

„Vom Christoph?" jubelte der Amtsschreiber. „Gebe Sie her, Marthe, und nehme Sie die Kaffeegeschichte mit weg."

Während Marthe dem Befehle Folge leistete, erbrach Jener den Brief und schrie wie besessen auf: „Von Kahiro in Aegypten! Nein, da muß doch ein kleines Donnerwetter d'rein schlagen! Ist der Christoph, der ellenlange Goliath, nach Aegypten gekommen! Aber ein Prachtkerl ist er, sein Wort hält er, das muß man ihm nachsagen. Wie er vor drei Vierteljahren von hier fortreis'te, hat er uns zu schreiben versprochen, und da ist nun der Brief. Da ist er! Jetzt paß auf, Mutter, wir werden ägyptische Nachrichten erfahren, brühwarm."

In seiner übergroßen Freude bemerkte er nicht, daß Frau Margarethens Gesicht den Ausdruck der Mißstimmung trug. Das Gemüth der Frau fühlte sich verletzt von dem Scherze, den ihr Mann in so ernster Sache mit ihr getrieben, es war ihr nicht anders zu Muthe, als

sei ein recht eisiger Windstoß ihr durch's Herz gefahren und habe dies ganz und gar durchkältet.

Der Herr Amtsschreiber las eifrig. Der Brief war in humoristischem Tone geschrieben und enthielt eine Menge possirlicher Schilderungen des Lebens in Aegypten. Lachend rief der Lesende, sich unterbrechend: „Ich glaube, wenn der Christoph nach Nova-Zembla kommt, er macht noch seine Witze über die dortige Kälte und die Eisbäre. Zum Reisen paßt er prächtig, sieht Alles mit lachendem Muthe an und macht sich drüber lustig, wenn sich Andere schier die Haare drüber ausraufen möchten. Aber weiter im Texte.“ Der nächste Satz des brieflichen Inhaltes betraf die Schilderung eines Sclavenmarktes. Der Schreiber mußte in einer außerordentlich frivolen Laune gewesen sein, denn am Schlusse dieses Satzes hatte er die Bemerkung hinzugefügt: „Wenn's nicht gar zu weit von hier bis zu Euch nach H.... wäre, schickte ich Dir eine schmucke Abyssinierin mit. Für den Preis von fünf- bis siebenhundert Piastern sind sie hier zum Aussuchen. Solch eine Sklavin würde Dir, heimlicher Sünder, viel Plaisir machen, zumal wenn man so wie Du passionirter Liebhaber von dergleichen lebendigen Artikeln ist.“

Dem Lesenden zitterte das Blatt in der Hand, so herzlich lachte er über die Satire. „Hätte er es nur gethan, wäre mir gerade recht gewesen;“ rief er, „was

hilft's denn, Einem den Mund wässerig zu machen und ihn auf die Phantasie zu beschränken?"

„Gottlieb!" rief die Frau erblassend, „eine Abyssinierin wäre Dir recht gewesen? Nach fremden Weibsbildern wässert Dir der Mund? Das ist ja eine nagelneue Entdeckung, die ich an Dir mache."

„Ganz nagelneu," lachte der Herr Amtsschreiber, angesteckt von der frivolen Laune des Briefschreibers.

„Schämst Du Dich denn nicht, Gottlieb, Briefe zu erhalten, in denen Du heimlicher Sünder und passionirter Liebhaber von dergleichen lebendigen Artikeln genannt wirst? Kennen Dich die Leute von solcher Seite?"

„Müssen doch, würden's sonst ja nicht schreiben," entgegnete der Vorige lustig, dem es gar nicht einfiel, daß die Frau das in Ernst nehmen könne.

„So? Das habe ich freilich nicht gewußt; wenn ich das gewußt hätte ..."

Die Frau konnte nicht weiter sprechen, ein Thränenstrom entfiel ihren Augen, sie rang die Hände, als wäre sie plötzlich um alles Erdenglück gekommen.

„Du bist wohl ... närrisch?" rief der Herr Amtsschreiber, „was ist denn da zu weinen? Lachen muß man, lachen, daß Einen der Bock stößt. Weinen statt lachen ist eine Dummheit, und ich will Alles in der Welt, nur nicht dumm sein. Der Christoph ist ein fideles Haus,

der kennt schon seine Pappenheimer, sonst hätte er mir die Brocke von der Abyssinierin nicht gegeben."

Jetzt erhob sich die Frau und unterdrückte mit Gewalt die Thränen. „Es ist sehr schlimm, daß Du selber gestehst, fremde Leute kennten Dich besser als ich ...; 's ist mehr als traurig für mich. Das war immer mein Stolz, daß ich mir sagen konnte: Dein Mann ist Dir treu, Dich liebt er allein, sein Herz gehört nur Dir für dies ganze Leben, und jetzt, jetzt, Du mein Himmel, jetzt ..."

„Höre auf mit der albernen Komödie!" rief Jener, „etwas Wunderliches läßt man sich gefallen, Eure Natur ist einmal d'rauf einstudirt; aber zu viel wird unangenehm. Wenn Du weinen willst, so warte wenigstens, bis ein triftiger Grund dazu vorhanden ist, dann kannst Du Dich meinetwegen ausschütten von Thränen, aber jetzt ist es Dummheit."

Aber die Frau Amtsschreiberin war gar nicht der Meinung; der heimliche Sünder, der passionirte Liebhaber von lebendigen Artikeln in femininis und die Abyssinierin hatten sie so sehr empört, daß sie sich nicht zu fassen wußte. Mit Heftigkeit machte sie ihm eine Menge Vorwürfe, daß er sie fünfundzwanzig Jahre lang getäuscht hätte, ihr nie treu gewesen, mit dem Briefe sei Alles an den Tag gekommen, nun wisse sie sein ganzes abscheuliches Treiben, und so schrecklich es auch für sie wäre, zu solcher

fürchterlichen Erkenntniß erwacht zu sein, so wolle sie Gott doch dafür danken, daß er sie von der Verblendung erlöset habe, denn nun könne sie sich doch wenigstens dem heimlichen Spotte der Personen entziehen, denen es Vergnügen gemacht habe, sie bei sehenden Augen zu betrügen.

In solchem Zustande von Aufregung hatte der Herr Amtsschreiber seine Frau noch nie gesehen; für den ersten Moment machte ihn der unerwartete Auftritt ganz perplex, aber der Duft des kleinen Weinrausches vom Mittagstische her hielt bei dem an Wein und derlei Extragenüsse wenig gewöhnten Manne trotz des Kaffee's immer noch so weit vor, daß ihm die eben erlebte Scene zu komisch vorkam, um ernstlich darüber böse zu werden Der Lachteufel, dieser Kobold, der Manchem schon einen argen Possen in ernster Situation gespielt, fuhr ihm durch den Kopf, und den Brief in seine Tasche schiebend, sagte er zu Frau Margarethen, die in ihrem großen Unglücke, die Hände vor's Gesicht geschlagen, wie zerknickt im Sopha lehnte: „Na, tröste Dich ... vernünftig ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. Du bist meine Frau, aber das sage ich Dir in's Gesicht, einer Abyssinierin bist Du doch im Leben nicht ähnlich gewesen.“ Damit ging er fort.

Das war zu viel für die arme Frau, zu solcher schrecklichen Enttäuschung auch noch solchen Spott, das

brach ihr das Herz vollkommen. Sie weinte bitterlich. Wie sie ein wenig ruhiger wurde, dachte sie an das Erlebte zurück, rief sich Alles in das Gedächtniß und sie wünschte im Innersten ihrer Seele, Etwas aufzufinden, das ihn rechtfertigen könne; aber dies Nachdenken verschaffte ihr keinen Trost, im Gegentheile, es war ganz dazu geeignet, sie noch viel mehr in ihrem Wahne, von ihrem Manne so viele Jahre lang in's Geheim betrogen worden zu sein, zu bestärken. Hatte er nicht auch den schlechten Menschen, den Hebenstreit, gleichsam in Schutz genommen und ihn deßhalb einen Esel genannt, weil er die Betrügerei zu dumm angefangen, zu wenig vorsichtig gewesen sei? Freilich hatte er diese Meinung nachher als einen Spaß ausgeben wollen; aber daß er ganz so wie der Hebenstreit dachte und daß auch andere Leute, wie z. B. der Christoph, darum wußten und ihn von der Seite kannten, das bezeugte ja der ägyptische Brief im vollsten Grade. Und dann wie lieblos war sein Spott: im Leben sei sie einer Abyssinierin nicht ähnlich gewesen, das schmerzte sie am tiefsten. Nie hätte sie geglaubt, daß ein solches Weh in ihre Ehe fallen könne.

„O mein guter Gott, ist ihm denn das nur möglich gewesen, daß er so hinterlistig an mir handeln konnte?" klagte sie. „Hat er denn nicht gesehen, wie heilig mir die Treue zu ihm war, und doch ... doch konnte er mich so abscheulich hintergehen und verrathen!"

Frau Margarethe fühlte sich als die unglücklichste Frau auf dem Erdrunde, ein tiefer, tiefer Schatten des bittersten Grams hatte das Heiligthum ihres Herzens, ihres Lebens, ihres ehelichen Glücks überzogen, sie sah in dieser Trauer keinen hellen Lichtpunkt mehr in ihrer Zukunft erglänzen, wie hätte sie denn wieder zu dem Manne, welcher sie so sehr gekränkt, je Vertrauen fassen können? Mit dem heutigen Nachmittage hatte sich zwischen ihm und ihr ein Abgrund geöffnet, der durch Nichts mehr ausgefüllt werden zu können schien.

Der Herr Amtsschreiber hatte sich nach dem Auftritte, der ihm in seiner guten Laune mehr spaßhaft als ernst erschien, in seiner Schreibstube, nachdem er den Brief nochmals mit vielem Vergnügen durchgelesen, in den Sorgenstuhl gestreckt und sein Schläfchen gemacht, dann ging er in die Post und kam um sieben Uhr Abends nach Hause, wie er immer zu thun pflegte an Sonntagsabenden. Ida war noch zu Besuch, die alte Marthe deckte den Tisch, aber nur für ihn allein.

„Nun, wo ist denn meine Frau? Will sie nicht mit zu Abend essen?“

„Die Frau hat gräulichen Kopfschmerz.“

Er äußerte Nichts darauf und aß, dann ging er in's Hinterstübchen zur Frau, die er mit verbundenem Kopfe und stark gerötheten Augenlidern fand. Er hatte noch

kein Wort gesprochen, als Frau Margarethe ihm schon zunickte, er möchte sie verlassen.

„Was hast Du denn, Frau? Das ist ja ein merkwürdiges Wesen, welches Du gegen mich annimmst. Habe ich Dir denn Etwas zu Leide gethan?“

Ein Thränenstrom war die Antwort, und er mochte reden, was er nur wollte, sie schwieg hartnäckig. Empört über dies Benehmen verließ er sie. Trotz allem Nachdenken konnte er keine Ursache auffinden, welche seine Frau zu so auffallender Umwandlung hätte verleiten können. Die Geschichte mit dem Briefe von Christoph fiel ihm zwar ein; aber daß dieser Schuld trage, glaubte er nicht. „Wäre ja gar zu albern von der sonst so vernünftigen Frau,“ brummte er vor sich hin, „sie weiß alle meine Gänge, sie weiß, daß ich auch nicht die Spur eines Geheimnisses vor ihr habe, 's muß was Anderes sein.“

Aber der Morgen kam und die nächste Woche verrann, ohne daß er darüber in's Klare gelangte, so viel Mühe er sich auch gab. Sein Anblick brachte die Frau jedes Mal zu heftigem Thränengusse; aus dem Hinterstübchen kam sie nicht mehr vor während seiner Anwesenheit im Hause. Ihre Wirthschaft besorgte sie nach wie vor, es fehlte ihm an Nichts, nur sie fehlte; — im Hause wurde es unheimlich. Ida aß allein mit ihm des Mittags und des Abends; da wurde fast gar nicht gesprochen,

die Verstimmung von seiner und der Tochter Seite, Furcht, Scheu, Zartgefühl, in einen Streit der Aeltern sich zu mischen, über den Beide so unverbrüchlich schwiegen, zwangen sie, dem Vater gegenüber Zurückhaltung bezüglich einer solchen Frage zu beobachten. Des Morgens trank er seinen Kaffee allein, und wenn er nachher auch einige Worte zu Ida redete, so klangen diese doch so gepreßt, so unwirsch, daß das Mädchen den Muth verlor, mit ihm über das Unglück zu sprechen, das die Mutter veranlasse, sich so fern zu halten, als gehöre sie nicht mehr in's Haus.

Fast waren acht Tage in diesem unheimlichen Zustande verstrichen; so schwer auch das häusliche Unglück auf ihm lastete, so bemühte er sich doch, es vor den Leuten zu verbergen, wenn es ihm auch nicht möglich war, die Ruhe, welche sonst in einem recht heitern Phlegma sich in seinem Wesen aussprach, immer fest zu halten. Der arme Mann war in seinem innersten Frieden gestört, und daher oft mehr, als zu seinem Amte paßte, zerstreut. Wie ein erschreckender Blitz war die Bemerkung des Amtsdieners Habermann von der Meinung des Postsekretairs gefallen. „Himmlischer Vater, wenn die Frau wirklich von der Epidemie ergriffen worden ist!“ seufzte er, sich wieder an den Schreibtisch setzend, als Habermann fort war, „was dann, was dann?“

V.

Die alte Marthe, die so lange Jahre der Familie Leiden und Freuden getheilt hatte, ging jetzt wie vor den Kopf geschlagen umher, denn solcher Jammer, wie jetzt die Frau in Person vorstellte, brach der treuen Seele das Herz, weßhalb sie am nächsten Morgen, als der Herr Amtsschreiber Kaffee trank, sich einen Bewerb machte, um in sein Zimmer einzutreten. Der Mann saß in sich versunken am Tische vor der vollgeschenkten Tasse, ohne diese zu berühren und ohne Marthen zu bemerken.

„Ist das ein Kreuz mit den beiden Leuten!" murrte die Letztere vor sich hin. „Da muß um Gotteswillen Hülfe geschafft werden, sonst gehen sie verloren, oder sie schnappen über, wenn der Zustand länger fortdauert." Und voll dieser Ueberzeugung trat Marthe an den Tisch und redete den Herrn an.

Erschrocken fuhr dieser wie aus einem bösen Traume empor, starrte sie an und fragte dann: „Was will Sie?"

„Mit dem Herrn Amtsschreiber möchte ich ein Wört'l reden, was recht Nothwendiges."

„Mach' Sie's kurz."

„'s ist'n böser Geist bei uns im Hause, Herr, 'n recht böser Geist, und das weiß ich, daß es nicht so bleiben kann, wenn wir nicht alle Viere d'rauf gehen

sollen. Ich bin schon ganz schwach aus Kummer um die Frau Amtsschreiberin; wie die's treibt, sei Gott geklagt; einer rechtschaffenen Dienstbotenseele geht dergleichen durch Mark und Bein und man kann's nicht so mit ansehen. Gestern Abend faßte ich mir ein Herz, wie sie zuletzt noch in die Küche kam, und sagte zu ihr: „Kann ich Ihnen denn helfen? Wenn's Mittel auch zehn Meilen weit hergeholt werden muß, ich hol's. Was peinigt Sie so sehr? Denken sich der Herr Amtsschreiber, was sie antwortete. Die hellen Thränen liefen ihr über die Backen, sie drückte mir die Hand und sagte: „Sie kann mir nicht helfen, gute Seele. Mir liegen die Apfelsinen schwer auf dem Herzen ... Wenn ich davon Nichts erfahren hätte, wäre ich noch eine glückliche Frau.“ Ich bitte den Herrn Amtsschreiber um's Himmelswillen, was für Apfelsinen liegen ihr denn auf dem Herzen? Das klingt ja fast, als wäre unsere Frau nicht recht bei ... Troste.“

Der Herr Amtsschreiber, dem es jetzt wie ein heller Brand vor der Seele aufging, daß unter den von Marthe fälschlich verstandenen Apfelsinen, die Briefclausel von der Abyssinierin zu verstehen sei, fand sich nicht gemüssigt, den Irrthum aufzuklären, denn was wußte Marthe von Abyssinien. Er nickte daher auf Marthens letzte Bemerkung wie bejahend mit dem Kopfe und fügte hinzu: „Verrathe Sie Niemand Etwas. Die Leute brauchen noch

Nichts von unserm Unglück zu wissen; das erfahren sie immer noch früh genug. Jetzt gehe Sie."

Die gute alte Marthe war sehr tief erschüttert von dem, was sie erfahren zu haben glaubte, und sagte, sich die Augen wischend: „Daß Gott erbarm', muß solch ein Unglück in dies christlichfromme Haus kommen!"

Also der Scherz von der Abyssinierin war die Basis des ganzen Unheils, das so trübe Tage in das Leben der beiden Eheleute gebracht hatte? Jetzt wußte es der Amtsschreiber, und die Galle rebellte gewaltig in ihm.

„Nein, nein, mit solch einem Weibe kann man nicht leben!" sagte er zu sich selber und brach nach einigem Nachdenken in helles zorniges Gelächter aus. „Ich frage jeden vernünftigen Menschen," rief er halblaut, „ob eine Abyssinierin, die ein paar hundert Meilen von hier lebt, die der Mann noch mit keinem Auge gesehen hat, von der er nicht einmal weiß, ob sie groß oder klein, blau-, schwarz- oder rothäugig ist, ein reeller Grund zur Eifersucht, zum Unglück für eine fünfundzwanzig Jahre lang verheirathete Frau sein kann! Das ist zu toll, zu toll!"

Voll Aerger stürmte er fort in die Amtskanzlei, wo er jeden Vormittag zubrachte, nur des Nachmittags arbeitete er zu Hause, eine ihm zugestandene Vergünstigung, weil der Herr Amtmann sein Gevatter war. Was mochte nur der Letztere haben, daß er ihn so aufmerksam betrachtete, als wenn er etwas Besonderes aus ihm

herauszustudiren Lust hätte. Das machte Jenen unruhig. „Ihr seht mir so blaß aus, Gevatter ... 's ist Euch wohl nicht recht gut zu Muthe, hm?“ hatte der Amtmann gefragt. Auch des Postsekretairs Bemerkung hinsichtlich der Epidemie, die über die Weiber gekommen sein sollte, war ihm wie ein quälendes Gespenst mehrere Male vor die Seele getreten und ängstigte ihn nicht wenig, da er eine entsetzliche Furcht vor Verrückten besaß, die ihm ein kleiner Vorfall in seinen Jugendjahren, wo er noch Amtscopist gewesen, in's Gedächtniß fest eingeprägt hatte. Ein dem Landirrenhause entsprungener Geisteskranker war damals auf dem H....schen Gebiete eingefangen worden und er dabei, als über diesen Unglücklichen, den man anfänglich für einen zu der gewöhnlichen Landstreichersorte Gehörenden ansah, Protokoll aufgenommen wurde. Während dieses gerichtlichen Actes brach der Eingefangene, der bisher ganz lammfromm erschienen, in die wildeste Tobsucht aus. Habermann, damals noch ein kräftiger Mann, wurde wie ein leichter Ballen von ihm in die Ecke geschleudert, der Actuar entging nur mit Mühe und unter entsetzlichem Zetergeschrei einem ähnlichen Beweise von herkulischer Kraft, und der Amtscopist, der jetzige Amtsschreiber nämlich, welcher nicht so schnell aus dem Zimmer hatte fliehen können, wäre fast ein Opfer des Irren geworden, der, seine Hände um dessen Hals geklammert, ihn fest auf den Boden

drückte, daß er schon ganz blau unter den ihn erstickenden Fäusten geworden war, als Leute vom untern Amtspersonal zur Hülfe herbeikamen und ihn aus der lebensgefährlichen Situation befreiten. Wenn bei seiner Frau die Abyssinierin zum Stichwort für den Ausbruch der Verrücktheit geworden wäre? Wo er aber zu Hause hinsah, überall fehlte sie, an die er gewöhnt war und die er — das wollte sich der Mann nicht gestehen — rechtschaffen liebte. Es kam ihm vor, als wenn Winter in seinem Hause geworden sei, ein recht hämischer, eisiger Winter mit wilden Stürmen, unter denen ihm das Herz zusammenschrumpfte. Das war ein recht trübes, lästiges Gefühl, aber dann kam wieder der Stolz des Bewußtseins seiner Schuldlosigkeit an dem häuslichen Weh, und jedes innigere Gefühl schwand unter dem erstickenden Niederschlage dieses Gedankens.

Am Nachmittage — die Kaffeestunde war längst vorbei — saß er an seinem Schreibtische, gedankenvoll. Er merkte nicht, daß Ida eingetreten war, bis sie neben ihm stand und fragte:

„Vater, bist Du zu sprechen?"

Er zuckte zusammen wie von Schreck, doch faßte er sich schnell wieder. „Warum? Hast Du mir Etwas zu sagen?"

„Zweierlei, was mich alles Beides recht sehr nahe angeht."

„Rede.“

„Die Mutter sitzt wieder im Hinterstübchen und weint, sie …“

„Weint sie wieder?“ rief der Vater auffahrend. „Die Frau bringt mich mit dem Wesen noch um's Leben.“

Das Mädchen ließ eine kleine Pause folgen. „'s ist recht unlustig bei uns geworden. Es gefällt mir gar nicht mehr so im Hause hier, wie sonst.“

„Mir auch nicht, was weiter?“

„Wenn die Mutter noch acht Tage so fort weint, wie bisher, zehrt sie sich auf … Das hält sie nicht aus, davon stirbt sie.“

Das traf den Herrn Amtsschreiber gewaltig; an den Tod der Frau hatte er noch mit keiner Sylbe gedacht und darum fiel das Wort auch wie ein zermalmender Blitz in seine Seele und ein leises Wehen der alten Liebe zur Frau machte ihn weich.

„Väterchen, meinst Du nicht, daß man vor Gram sterben kann?“

„Ach, dummes Zeug! Vor Gram sterben! — Nun, was war das Zweite?“

„Ob die Frau Directorin Dir noch nicht wegen einer Anstellung für mich geschrieben hat?“

„Nein! Sehnst Du Dich so sehr, aus dem väterlichen Hause hinweg zu kommen?“

„Ach, wenn ich nur wüßte, daß Du sanft nnd gut bleiben würdest, wenn ich einmal mit Dir vom Herzen herunter rede, da wollte ich Dir wohl Alles sagen, was . . ."

„Ich warte d'rauf."

„Ich weiß, Du wünschest mir die glücklichste Zukunft, aber da stehen wir Beide an einem Scheidewege, wo wir uns über die einzuschlagende Straße zum Glücke nicht vereinigen können. Du willst links, ich rechts. Links steht ein recht süßer Rosinenmann, rechts ein schmucker Jägerbursch, Beide winken mir zu, ich aber . . ., ich ziehe mir den hübschen, schlanken Freischütz vor, „blond von Augen, blau von Wangen," wie unsere alte Marthe immer singt. Und wenn ich den Jäger nicht haben soll, mag ich auch keinen Andern. Die Marthe hat einen viel schärfern Blick als Du, die hat gleich gesagt: „Oberförsters Franz paßt ganz für Sie, Mamsell, als hätte ihn der liebe Gott apart für Sie wachsen lassen."

„So lange ich lebe, wird mit dem Aparten Nichts!" rief der Herr Amtsschreiber. „Meine Tochter einem Menschen hingeben, der den ganzen lieben langen Tag im Walde umherrennt und Alles wegpulvert, was sich auf und unter den Bäumen des Lebens erfreut . . . Soll mich Gott bewahren!"

„Aber, Väterchen, wenn ich's zufrieden bin, daß

er im Walde umherläuft, kann Dir's doch gleichgültig sein."

„Ein Wort so gut wie tausend!" rief der Vater immer ärgerlicher. „Mein Kind sollte in einem abgelegenen Hause im Walde wohnen? Weßhalb hätte ich denn die theure Pension bezahlt, weßhalb ..."

Klopfen an die Thür unterbrach den Redefluß des galligt gewordenen Mannes, und auf sein gewaltiges „Herein!" erschien Herr Schlender im Zimmer.

„Das fehlte noch!" sagte Ida still zu sich.

Gegen die Persönlichkeit des Herrn Schlender war Nichts aufzubringen; er war gar kein unschöner Mann. Manchem andern Mädchen würde er als eine höchst stattliche Acquisition gegolten haben. Ida empfand eher Abals Zuneigung gegen ihn. Der Unterschied zwischen ihrem Franz und ihm war zu sehr in's Auge springend. Des Erstern frische, kräftige Natur fand an Herrn Schlender's süßem, höflichem und mit gesuchten Artigkeiten stark gespicktem Wesen einen zu schlagenden Gegensatz. Franzen's Herz war frisch und grün wie der Wald; schönklingende Worte mangelten ihm, aber dafür war seine Rede bieder das Herz saß ihm auf der Zunge, und Niemand verstand die Kunst, durch die Rede die wahren Gedanken zu verbergen, weniger als er; Schlender strömte von Artigkeiten und nach Befinden von unterthänigen Redewendungen über. Voll Freundlichkeit lud er jetzt den Schwiegerpapa

in spe ein, ihm auf ein Stündchen die Ehre seines Besuches zu schenken, denn er habe eben ein paar Faß Wein bekommen, den wollten sie in Compagnie kosten.

Der Herr Amtsschreiber fand in dieser Einladung ein Mittel zu seiner Zerstreuung, damit ihm der Aerger über das, was er in seinem Hause erlebte, nicht ganz das Herz abdrücke. Er eilte darum mit Schlender zur Weinprobe, nachdem er die alte Marthe gerufen, daß sie hinter ihm die Thür abriegele. Marthe hatte den Befehl erfüllt und wollte eben wieder in das andere Zimmer gehen, als sie ein leises Klopfen am Fenster vernahm. Oberförsters Franz war es, wie er leibte und lebte.

„Marthe, gute Marthe,“ bat er, „könnte ich nicht ein paar Worte mit Ida sprechen?“

„Der Mosje Franz sind wohl auch wie Nachbar's Hauskatze? Wenn die merkt, daß unser alter Caro nicht da ist, husch ist sie über den Staketenzaun zu uns herüber.“

„Dem Herrn Amtsschreiber habe ich begegnet, er bog dort um die Ecke mit Schlender.“

„Na, kommen Sie nur herein, ein paar Minuten werden schon für Sie abfallen.“

Sie riegelte die auf den Flur führende Stubenthür auf und eilte dann in's Nebenzimmer, während Franz in die erstere Stube eintrat. Draußen lag noch der voll Sonnenschein des Spätnachmittags, hier in der niedern

Stube begann es bereits dämmerig zu werden, aber eben dies Halbdüster machte auf Franz einen wohlthuenden Eindruck, es wollte ihn fast bedünken, er sei in ein Heiligthum eingetreten. Es war auch für ihn ein Heiligthum, denn hier in dem bescheidenen Häuschen wohnte ja die, der sein Herz gehörte. Schritte nahten im Nebenzimmer, recht eilige Schritte ... Das mußte sie sein, und sie war es auch wirklich, im nächsten Augenblicke lag sie an seinem Herzen. Und wie dieser Freudensturm verbraus't war, erzählte er, daß er ihren Vater mit dem Schlender habe um die Ecke biegen sehen und sogleich den Entschluß gefaßt, mit ihr ein paar Wörtchen zu sprechen, denn seit vierzehn vollen Tagen, wo er mit auf der großen königlichen Jagd gewesen sei, habe er sie nicht gesehen und gesprochen, und bei der Entbehrung sei er ganz herunter gekommen.

Ida lachte hell auf, das Heruntergekommen klang so possirlich, eben weil man ihm gar Nichts davon ansah, denn er war just so schlank und frisch wie früher.

„Wenn ich den Schlender erblicke, wallt der Zorn wie eine Feuerflamme in mir auf, und ich wünsche allemal, er möge sich in ein Wild verwandeln, auf daß ich meine Büchse auf ihn richten dürfte,“ sagte er dann.

Sie scherzten und lachten; da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und Frau Margarethe trat ein.

Wie bleich sah sie aus! Die Augenlider geröthet,

in den Zügen die Spuren bittern Grames, welche ihr sonst so freundliches Gesicht trübe machten und demselben den Ausdruck des traurigen Gefühls von tief inneren Leiden gaben, schien sie ganz und gar die Elasticität verloren zu haben, die in der Regel weiblichen Gemüthern eigen zu sein pflegt, durch die sie sich öfters über die unangenehmsten Verhältnisse zu erheben oder sich auch denselben zu entreißen wissen. Bei Frau Margarethen war die Wirkung des Wahnes, der Selbsttäuschung von erschreckenden Folgen begleitet; selbst ihre Haltung, sonst so grad und aufrecht, erschien gebeugt; das schwere Leid drückte die rüstige Frau sichtbar darnieder. Franz ging auf sie zu und bat sie, nicht zu zürnen, daß er sich die Freiheit genommen, hierher zu kommen; es sei ihm das Herz recht schwer von großer Erwartung, denn wenn Alles gut gehe, so würde er eine Försterstelle erhalten.

„Haben Sie jetzt Hoffnung auf dies Avancement?" fragte Frau Margarethe.

Franz erzählte, daß er bei Gelegenheit der großen königlichen Jagd Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Landforstmeister ein kleines von ihm verfaßtes Schriftchen über die zweckmäßigste Vertilgungsweise des Forstungeziefers überreicht habe, mit der Bitte, wenn dasselbe seinen Beifall erhalte, auf ihn bei Besetzung der drei vacanten Försterstellen Rücksicht nehmen zu wollen. Heute Abend um ein Viertel auf neun Uhr käme die Post, und da er im

Auftrage des Oberförsters noch ein paar andere Commissionen hier abzumachen habe, so wolle er gleich mit sehen, ob etwa eine schriftliche Resolution für ihn mit einlaufe.

„Ach Gott, wenn die Oberlandforstmeisterliche Excellenz nur nicht so entsetzlich weit von hier wohnte, ich würde mich gar nicht lange bedenken und mit ihr ein vernünftiges Wörtchen sprechen," rief Ida. „Excellenz, würde ich sagen, machen Sie meinen Franz doch zum Förster, einen bessern finden Sie im ganzen Lande nicht."

„O Du liebes, herziges Wesen!" rief Franz. „Wenn doch die Excellenz nur das Viertel von solcher Sympathie für mich hätte, so wäre mein sehnlichster Wunsch erfüllt und die Försterei mir gewiß."

Die Frau Amtsschreiberein mußte sich bei Seite wenden, denn ihre Augen wurden feucht. Die herzinnige Liebe der Beiden, die sich so ungeschminkt gab, rief die Erinnerung an die Erstlingstage ihrer Liebe zu ihrem Manne wach in ihrem Herzen. So hatten auch sie gehofft, so innig sich auch geliebt, und jetzt! .. jetzt! Der Gedanke schnitt ihr gewaltsam durch's Herz, Alles war nur ein schöner Traum, eine Täuschung gewesen und aller Glanz nun von ihrem Dasein abgestreift. Sie meinte, die unglücklichste Frau auf Gottes weiter Erde geworden zu sein.

Es klopfte recht vernehmlich an die Thür; und

auf das „Herein!" trat der Herr Gevatter Amtmann ein. Ida lief ihm entgegen und bot ihm einen herzlichen Abendgruß.

Die Frau Amtsschreiberin äußerte ihr Bedauern, daß ihr Mann gerade nicht zu Hause sei.

„Komme dies Mal auch nur zu Ihnen, Frau Gevatter, möchte wegen — eines Geburtstagsgeschenks für meine Nichte mich mit Ihnen besprechen," entgegnete der Herr Amtmann und fügte lächelnd hinzu, auf Ida deutend: „Die darf aber Nichts davon hören ... Das müssen wir unter vier Augen abmachen."

Er ging mit Frau Margarethen in das Nebenzimmer, und da redete der Herr Amtmann von der wahren Ursache seines Hierseins, wie er schon seit einigen Tagen an ihrem Manne die auffällige Bemerkung großer Zerstreutheit gemacht habe, gestern aber sei der alte Habermann zu ihm mit der Meldung gekommen, daß es mit dem Herrn Amtsschreiber gar nicht recht richtig zu sein scheine. Heute nun habe er, der Amtmann, ihn deßhalb noch schärfer in's Auge gefaßt und zu seinem größten Leidwesen die Ueberzeugung erlangt, daß der sonst so heitere Mann wirklich ganz verstört sei. Da müsse rasche Hülfe geschafft werden.

„Und wenn ich Sie ansehe, Frau Gevatter, wie Ihre Augen roth sind, wie von vielem Weinen, kommt mir fast der Gedanke, als wäre da ein Unglück, oder

mindestens, was auch nicht viel besser ist, ein Zwiespalt zwischen Euch Beide gekommen," fuhr der alte Herr fort. „Das muß beseitigt werden. Ihr Leutchen lebt ja nun schier ein Vierteljahrhundert zusammen in Frieden und Einigkeit."

Frau Margarethe fühlte in diesem Moment ihr Unglück so nahe an sich heran treten, daß sie in Thränen ausbrach.

„Nicht weinen, Frau! Durch Thränen wird Nichts gebessert. Reden Sie, machen Sie alle Thore Ihres Herzens auf, damit Alles, was darin lastet, zu Tage kommt. Ein alter Freund verdient schon so viel Vertrauen, zumal er vielleicht Hülfe schaffen kann," redete ihr der Amtmann freundlich zu.

Das schwerste Unglück für ein vergrämtes Herz ist Verschlossenheit und schweigen zu müssen. Es giebt kein Erdenleid, das in Mittheilung nicht einen Trost fände, und sei er auch nur so groß wie ein Sonnenstäubchen; er wächs't oft so wunderbar im Herzen, daß er das Leid überragt, oder ihm wenigstens das Gleichgewicht hält, ihm so die Uebermacht nimmt. Von der herzlichen Theilnahme des Amtmanns gerührt, verhehlte ihm Frau Margarethe Nichts von dem großen Weh, das in ihre vieljährige zufriedene Ehe einen so erschrecklichen Riß gebracht.

Der alte Herr saß wie erstarrt da; dergleichen Bericht hatte er nicht erwartet, daß vernünftige Menschen um

solcher Posse willen sich gegenseitig unglücklich fühlen könnten.

„Bin ich nicht das unglücklichste, beklagenswertheste Weib, Herr Gevatter?"

„Ja, ja, ja!" sagte der Gefragte und hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Aber, Herr Gevatter, spotten Sie über mein Unglück?" fragte Frau Margarethe.

„Kein Fastnachtsschwank kann ja toller sein; es ist ein babylonischer Thurm, von lauter Unsinn zusammengebaut."

Und nun redete der alte Herr ihr in's Gewissen, wie sie Niemand Anders denn sich selber als die Urheberin ihres Unglücks betrachten müsse, denn einen Mann wie den ihrigen, für dessen Rechtschaffenheit und eheliche Treue Jeder, der ihn kenne, getrost bürgen könne, mit Gewalt als Verbrecher an seinem Eide vor dem Traualtare sich einzubilden, das sei doch zu stark.

Die Frau Amtsschreiberin gerieth in höchste Verwirrung. Allem dem, was der Herr Gevatter Amtmann sagte, war von ihrer Seite auch ganz und gar Nichts entgegenzusetzen. Der einzige Haltpunkt, der ihr blieb, war der ägyptische Brief vom Buchhalter Christoph, und das hob sie jetzt hervor, weil sie sonst Nichts wußte.

„Der Herr Christoph ist immerdar ein loser Vogel gewesen, der mit jedem seiner Freunde gern Spaß trieb,"

antwortete der Amtmann. „Frau, Ihr Vertrauen zu Ihrem Manne steht auf schwachen Füßen, das muß ich Ihnen in's Gesicht sagen."

Frau Margarethe zitterte förmlich unter dem Gewichte dieses Vorwurfs, dessen Gerechtigkeit sie tief fühlte; aber der böse Geist der Feindseligkeit hielt sich entweder noch in einem Winkelchen ihres Herzens verborgen, oder die Scham, die sie beim Einsehen ihres Unrechts empfand, versuchte noch eine Rechtfertigung hervorzubringen, um nicht ganz und gar in's Hintertreffen zu gerathen.

„Hätte er meiner nur nicht zuletzt noch gespottet, so würde es gar nicht so weit gekommen sein," entgegnete sie; „aber hinzutreten und mir zu sagen, daß ich im Leben nie einer Abyssinierin ähnlich gewesen ... Herr Gevatter, das war zu viel ... das überzeugte mich, daß er in der Weinlaune es gar nicht einmal für nöthig fand, seine geheimen Neigungen vor mir zu verbergen. Der Spott brach mir das Herz."

„Aber Recht hatte der Amtsschreiber," sagte der alte Herr ruhig.

„Herr Gevatter ... Sie ... Sie sagen das auch?"

„Ich werde Sie doch nicht beleidigen und das Gegentheil behaupten sollen? Wissen Sie denn, wie die Abyssinierinnen aussehen?"

„Nein," antwortete die Gefragte kleinlaut.

„Mohrinnen sind's, oder schwarzbraune Creaturen."

„Ach du mein Himmel!“

„Also hat Ihr Mann Recht gehabt und Sie müssen sich schämen, daß Sie ihm so himmelschreiendes Unrecht angethan haben. Jetzt ist es an Ihnen, ihn zu versöhnen. Das ist Ihre Pflicht, Sie haben den Mann gekränkt, schwer beleidigt, seine Tage verbittert ... Sie müssen das gut machen.“

Der letzte Haltpunkt war dem geträumten Unglücke der Frau entrissen, und von dem Gefühle ihrer Schuld niedergedrückt, fiel sie weinend neben dem Stuhle des Amtmanns nieder und ergriff dessen Hand, sie in der Aufregung ihres Gemüthes mit Thränen und Küssen bedeckend.

„Das ist jetzt gar nicht Ihr Platz!“ rief dieser. „Stehen Sie auf, Frau Gevatter; denken Sie nach, wie Sie ihn wieder gut machen wollen. Eine kleine Aufmerksamkeit, ... vielleicht etwas Angenehmes für ihn.“

Nach langem Sinnen hatte die Frau Etwas gefunden. „Krebse! Ich koche ihm Krebse zum Abendessen, die ißt er für's Leben gern,“ rief sie.

Der Amtmann lachte über die Maßen. „Ein komischer Versöhnungsprozeß mit etwas diplomatischem Anstrich,“ sagte er aufstehend. „Ich lade mich dazu ein.“ Damit ging er.

Frau Margarethe nannte ihn ihren Segensengel und behauptete, jetzt sei ihr auf einmal wieder leicht um's

Herz geworden, die Verblendung wäre ganz von ihren Augen gefallen und ihr Lebelang wolle sie nie wieder sich über eine Abyssinierin ereifern. Das war eine Freude, ein Jubel in dem Herzen der Frau, größer als wenn ihr alle Schätze Indiens zu Theil geworden wären. Draußen düsterte es schon; aber im Innern der Frau war es trotzdem heller, lichter Tag, ein so heller, fröhlicher Tag, wie jener, wo sie ihrem treuen Gottlieb die Hand zum Bunde für's ganze Leben gereicht hatte. Ganz durchglüht von diesem Wohlgefühle eilte sie nach der Küche, um der Marthe die Weisung zu geben, zwei Schock Krebse aus dem Hälter zu holen. Als Ida, die ihren Franz ein Stück Weges begleitet hatte, zurückkam, erstaunte sie nicht wenig, als sie die Mutter heiter fand, und noch mehr verwunderte sie sich, als diese wie ein junges Mädchen rasch aus der Küche kam und ihr zurief: „Zünde Licht an, Ida, und schließe die Laden zu.“

„Was giebt es, Mütterchen?“ fragte das Mädchen.

„Der Vater muß Krebse essen und der Herr Amtmann kommt auch zum Abendbrot,“ und pfeilschnell eilte sie in den Keller, um einige Flaschen heraufzuholen.

„Der Vater m u ß Krebse essen?“ wiederholte Ida, Licht ansteckend. „Wie verstehe ich das?“ Aber wer hätte ihr darüber und überhaupt über die Verwandlung, welche mit der Mutter vorgegangen war, Aufschluß geben

sollen? Sie ging also, die Laden zu schließen. In des Vaters Zimmer gelang es ihr nicht.

„Da hilft's Nichts, Mamsellchen, da müssen wir's für heute schon lassen," sagte Marthe. „Bei uns ist's auch nicht so ängstlich, wir gehören zur Behörde, da nimmt sich schon jeder Spitzbube in Acht."

„Soll denn hier gespeis't werden?" fragte Ida.

„Etwas Besonderes muß sein," antwortete die Alte. „Die Frau ist so vergnügt und hat mich „meine liebe, gute Herzensmarthe" genannt. Ich war wie aus den Wolken gefallen."

Jetzt wurde die Klingel heftig gezogen, als ob sich Einer mit Gewalt daran hängen wollte.

„Welcher Erzgrobian reißt so an der Klingel?" schalt Marthe, als sie die verriegelte Thür öffnete; aber der Leuchter wäre ihr beinahe vor Schreck aus der Hand gefallen, als sie den Herrn Amtsschreiber erkannte, der mit recht stieren Augen sie anglotzte und an ihr vorüber, sie auf die Seite schiebend, mittels ellenlanger Schritte nach seinem Schreibtische wankte, den Hut auf denselben warf, sich selber aber mit einer Nachdrücklichkeit in seinen Lederstuhl, daß dieser unter ihm knackte. Dem Manne mochte heiß sein, er blies, den Kopf in die hohle Hand gestützt, in einem fort vor sich hin.

„Na, Gott stehe uns bei!“ sagte Marthe zu sich, und entfernte sich ganz ruhig und leise aus dem Zimmer.

VI.

Die Weinprobe hatte bei dem Herrn Amtsschreiber eine sehr üble Wirkung hervorgebracht und dem in seinem Herzen nagenden Grolle und Aerger neue Nahrung gegeben. Seine Gedanken drehten sich, alles Andere ausschließend, ganz allein um sein häusliches Unglück und breiteten über das sonst vom Weintrunk heitere Gemüth des Mannes eine finstere Stimmung. Wie beklagenswerth ist der Mensch, den selbst in dieser künstlichen Erhebung über die Sorgen des Lebens noch die Bande desselben fesseln und den lustigen Aufschwung seines Gemüthes gewaltsam unterdrücken! Angeregt vom Weine, hatte er Schlendern zum Vertrauten seines häuslichen Unglücks gemacht und dieser ihm den Rath gegeben, er solle nur tüchtig auftreten, denn hier hieße es: biegen oder brechen. Die Frau Amtsschreiberin würde solchem Ernste gegenüber die hochgespannten Saiten bald herabstimmen; sei dies jedoch nicht der Fall, dann müsse man freilich zu der Annahme gelangen, die Meinung des Postsecretairs wäre

nicht ganz ohne Grund. Jedes Wort dieses Schlender'schen Aufrufs an seine männliche Selbstständigkeit war ein zündender Funke in des Herrn Amtsschreibers Herzen, und die Blicke, die er nach einigen Secunden der Ruhe in seinem Arbeitsstuhle im Zimmer umherwarf, verriethen, wie sehr der Dämon des Zornes, gehoben von dem des Rausches, in ihm arbeitete. Er stand auf, ging mit schweren Schritten ein paar Mal im Zimmer auf und nieder und warf sich dann wieder in einen andern Stuhl, den Kopf niederhängend, denn die Last der bösen Gedanken drückte schwer auf ihm.

Die Thür des Zimmers öffnete sich; er bemerkte es nicht; seine Frau trat ein. Sein Anblick, wie er so schwer niedergebeugt dasaß, gleich Einem, der Alles verloren hat und dem keine Freude mehr blüht, trieb der Frau Thränen in's Auge; ihr Gewissen sagte ihr, sie habe ihn durch ihre Thorheit so weit gebracht. Voll von dieser Ueberzeugung ging sie ihm näher, und als sie bei ihm stand und er sie immer noch nicht bemerkte, faßte sie sich ein Herz, neigte sich an sein Ohr und flüsterte ihm zu:

„Gottlieb, Krebse!"

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Amtsschreiber auf. „Was?" schrie er, und sie erkennend fügte er hinzu: „Ha, da ist das satanische Weib!"

Frau Margarethe prallte zurück, solchen Ausbruch

von Zorn hatte sie von dem sonst gutmüthigen Manne nicht erwartet, doch sammelte sie sich und erneuerte den Versuch, ihn zu versöhnen. „Gottlieb, wir haben Krebse," sagte sie schmeichelnd.

„Krebse? ... Hunderttausend, eine Million Krebse in meinem Hause! ... Du bist der Hauptkrebs! ... Geh' mir aus den Augen!" Wie toll rannte er im Zimmer hin und her.

Frau Margarethe zitterte. Niemals in ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe hatte sie ihn in solchem Zustande von Aufregung gesehen; aber es war ihre Aufgabe, ihn wieder gut zu machen. Wenn der Herr Amtmann kam und sie noch nicht versöhnt fand, was mußte der von ihr denken? Sie ging ihm also auf seinem wilden Spaziergange durch's Zimmer nach; sie redete mit ihm; sie hoffte, daß sein sonst für Bitten so empfängliches Herz durch offenes Geständniß ihrer Schuld gerührt werden würde; sie sagte ihm, wie unsäglich viel sie gelitten habe in ihrem thörigten Wahne, wie ihr die Augenlider noch bleischwer wären von den zahllosen Thränen, die sie vergossen; jetzt aber weine sie nicht mehr, das schreckliche Mißverständniß, unter dem sie so unglücklich sich gefühlt, sei nun aufgeklärt, sie wisse nun Alles, die Abyssinierinnen wären Mohrinnen, rabenschwarze Mohrinnen.

„Aber mit schneeweißem Herzen!" schrie der Mann

mit erschreckender Heftigkeit. „Du aber bist innerlich schwarz, eine vollkommene ägyptische Finsterniß.“

„Du bist jetzt in einer Laune, die ganz erschrecklich ist,“ sagte Frau Margarethe fast weinend. „Ich will Dir die bösen Reden verzeihen, weil ich Dich ...“

Das war der unglücklichste Ausdruck, den sie nur anwenden konnte. Er lachte grimmig auf. „Verzeihen? Du?“ und wieder durchhallte Zornlachen den kleinen Raum. „Ich brauche von keiner bösen Sieben Verzeihung!“ schrie er. „Ein Mann, der wie ich bis zum Extrem tugendhaft ist, hat's nicht nöthig, sich von einer Xantippe zum Fußschemel ihrer Launen erniedrigen zu lassen.“

Wie von einem Todesstreiche getroffen sank Margarethe auf einen nahestehenden Stuhl. „Xantippe!? Gottlieb!“ stöhnte sie.

„Was Gottlieb! Ich lasse mich scheiden!“ rief der Amtsschreiber, sich in seiner Aufregung überbietend.

Das kleine Wörtchen „scheiden“ machte der Frau das Blut in den Adern stocken und sie fühlte sich in dem ersten Augenblicke unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ach, in dem kleinen Wörtchen liegt ja auch moralischer Tod. An diesem Wörtchen zerschellte nicht nur ihre Zukunft wie ein mastenloses Schiff an einer Klippe, nein, auch ihre Vergangenheit, ihr ganzes Leben versank unter der Gewalt dieses entsetzlichen Wortes. Als sie ein

wenig Fassung errungen, erfaßte sie das wehmüthigste Gefühl; Thränen schossen ihr in die Augen, und sie sagte im tiefsten Schmerze:

„Scheiden ist freilich der sicherste Weg, eine „Xantippe" los zu werden ... Ich .. will Dich nicht .. hindern, wenn mir auch's Herz d'rum ... bricht." Die Heftigkeit des Schmerzes versagte ihr auf eine Weile die Sprache, dann fuhr sie mit fast erstickter Stimme fort: „Ob Du glücklicher werden ... ein Herz wieder finden wirst, das ... Dich so lieb gehabt, als ich ... das ..."

„Lieb gehabt? Was haben denn die Weiber eigentlich lieb?" fuhr der erbitterte Mann auf. „Sich selbst und ihren Staat; der Mann ist nur ein Appendix für sie. So lange die Welt steht, ist der Teufel der Weiber wegen los. Wer hat den böhmischen Mägdekrieg angezettelt? Weiber. — Wer hat Adam zum Apfelbiß verleitet? Ein Weib. — Wer hat dem Simson die Haare abgeschnitten? Ein Weib. — Wer hat den Holofernes so schandbarer Weise um den Kopf gebracht? Ein Weib."

Und als ob er sich's leicht um die Brust werden fühlte durch die zornige Hast, schnalzte er wie übermüthig mit den Fingern.

Das war wieder eine Verwandlung in seinem Zustande, welche die Frau nicht begreifen konnte. Sein Benehmen trug einen so unheimlichen Anstrich, daß ihr

angst und bange wurde. Sie ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke seine bessere Natur sich emporarbeitete und sein Herz den Sieg über den Rausch davon trug. Sein Blick fiel auf die Frau, welche in ihrem schreckhaften Erstaunen eine Nachahmung von Loth's seliger Ehehälfte darstellte, und sein Mitleid wurde angeregt. Er wollte wohl die ihn beschleichende Empfindung niederdrücken; aber das Mitleid ist eine schnellwüchsige Pflanze, die jählings aufschießt und mit ihren im Moment geborenen zarten Blüthen das Herz ganz und gar ausfüllt.

„Da sitzt sie, wie eine zerfahrene Magdalena,“ murmelte er vor sich hin. „Ich bin doch am Ende zu heftig gewesen ...“

Die Erinnerung an die eben durchlebte Scene, wo er wie ein Tyrann gewüthet, hatte jetzt bei ihm keinen andern Nachklang, als den einer Selbstverwunderung.

„Was Henker,“ sagte er zu sich, „da bin ich ja auf dem schönsten Wege, rückläufig zu werden wie ein Krebs?“

Dieses letzte Wort war auch zu Frau Margarethens Ohr gedrungen, und erweckte in ihrem Herzen die unbeschreiblichste Angst. Sie hielt ihn für übergeschnappt und sagte:

„Ich lasse Dich nicht, ich halte Dich ... Du mußt Blut lassen ... Dein Leben ist mein; ich habe Anspruch darauf, Du gehörst mir!“

Diese Worte, welche doch nur die unbeschreibliche Herzensangst der armen in Täuschung befangenen Frau aussprachen, brachten den Amtsschreiber zum Aeußersten. „Blut lassen?“ rief er entsetzt. „Morden wollt Ihr mich?“ Und sich losreißend stürmte er hinaus, während Frau Margarethe laut um Hülfe schrie.

Dieser Auftritt gewann indeß eine Wendung eigenthümlicher Art. Draußen, es war schon ziemlich tiefe Dämmerung, erhob sich Lärm; Stimmen schrieen wild durch einander: „Haltet ihn fest! Schlagt dem Spitzbuben den Schädel ein!“ Aber bald hörte man die Stimme des Herrn Amtsschreibers aus dem Lärm gar kläglich hervordringen in den Worten:

„Seid Ihr denn verrückt, Menschen? Ich bin's ja, ich!“

„Sie haben den Herrn in der Mache!“ rief Marthe, und Alle eilten über Hals und Kopf hinaus zu Hülfe.

Wie fast in der Regel ein Fehlschritt aus dem andern, so entspringen gewöhnlich aus einem Mißverständnisse noch mehrere, und Folge reiht sich an Folge, mehr oder minder verderblich, je nach den Verhältnissen und der Individualität der betreffenden Personen. Wie Habermann erzählt hatte von der Nothwendigkeit, dem beabsichtigten Kirchenraube zuvor zu kommen, war wirklich eine Anzahl handfester Bursche auf die Lauer gestellt worden, und die Nähe der amtsschreiberlichen Wohnung bei der

Kirche wurde die Ursache, daß ein paar dieser nach Habermann's Ausdrucke „auf's Piket" Gestellten den flüchtenden Amtsschreiber bemerkten und, durch die Dämmerung und den gellenden Hülferuf Frau Margarethens getäuscht, den Flüchtling, der sich in seiner Angst zum Herrn Gevatter Amtmann um guten Rath in seiner entsetzlichen Situation begeben wollte, für einen bei seinem verbrecherischen Theilungsgeschäfte ertappten Spitzbuben hielten, der in aller Eile das Freie gewinnen wollte. Mit fühlbaren Fäusten warfen sich die Helden des Pikets auf ihn und, von dem Geschrei herbeigelockt, leisteten ihnen die unweit davon befindlichen Kameraden schnellen und thätigen Beistand, da sich der so unsanft Angegriffene mit allen Kräften zur Wehre setzte. Ihre Beweisgründe würden den Amtsschreiber auch bald zu gänzlichem Verstummen genöthiget haben, wenn nicht glücklicher Weise der Herr Amtmann in Begleitung von Oberförsters Franz von der Post her gekommen wäre. Der Erstere erkannte des Amtsschreibers Stimme, und es bedurfte nur dieser Aeußerung, um den jungen Jäger zu bestimmen, sich ohne Weiteres auf den Trupp der Piketmänner zu stürzen und dem von ihnen schon zu Boden Geschlagenen ein Schützer zu werden.

Als Ida und Marthe herbeikamen, war das unangenehme Mißverständniß schon so weit entwirrt, daß die tapfern Spitzbubenfänger ganz verdutzt sich in die Ferne

zogen und der Amtsschreiber von Oberförster's Franz nach seiner Wohnung geführt wurde.

„Was für Teufelei ist bei Euch vorgegangen?" sagte der Herr Amtmann zu Ida. „Einer sagte: sie hätten nicht wissen können, daß der Herr Amtsschreiber kein Spitzbube sei, denn er wäre die Gasse hinaufgelaufen, als ob ihm der Kopf brennte, und fragen hätten sie doch auch nicht erst können, ob der Laufende gestohlen habe oder nicht. Ueberdies sei es dämmerig, der Herr Amtsschreiber ohne Hut, und der Hülferuf, den sie aus dem Hause heraus ihm nachschallen gehört hätten, ein recht angstvoller gewesen."

„Ich weiß gar Nichts, Herr Pathe," antwortete Ida.

Den Herrn Amtmann überkam eine dunkle Ahnung, welcher Ursache dieser merkwürdige Vorfall, der einen guten Theil der Leute aus dem Amtsdorfe auf die Beine gebracht hatte, denn Jeder wollte wissen, was das für ein Geschrei auf der Gasse sei, sein Dasein verdanken könne, und die Worte der Frau bestätigten es.

„Leute, Ihr spielt nicht nur ein Achtel, sondern ein ganzes Loos in der Narrenlotterie!" rief der alte Herr. „Sind die Leutchen gesund wie die Fische im Wasser und halten sich gegenseitig für verrückt! — Laßt mich ein paar Worte mit ihm allein reden, Kinder."

Und dann, nachdem sich Alle zurückgezogen hatten, sprach er eifrig, aber leise mit dem Amtsschreiber. Von

diesem hörte man nach einer Weile den halblauten Ausruf: „Wäre das menschenmöglich, Herr Gevatter? Sie hätte nicht nach meinem Blute und Leben getrachtet?“

Der alte Herr winkte die Frau Amtsschreiberin heran, und ihre Hand in die ihres Mannes legend, sagte er leise: „Macht Frieden! Der Dummheiten sind genug von Euch zu Tage gefördert worden. Das habt Ihr Eurem Zwiespalte zu danken.“

Die Beiden hörten Nichts mehr, denn sie hielten einander mit solcher Inbrunst in den Armen, als fänden sie sich nach jahrelanger Trennung wieder.

Und wie dieser Sturm der großen Freude der Versöhnten sich gesänftigt hatte, sprach der Herr Amtmann, auf Oberförsters Franz deutend: „Und dem hier gebt Eure Ida; er ist königlicher Oberförster geworden.“

„Du, Franz?“ rief Ida.

„Hier ist das Decret!“ jubelte dieser, das Papier hoch emporhebend. „Herr Amtsschreiber! Frau Amtsschreiberin! Sie können mich unaussprechlich glücklich machen, wenn Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben .... glücklich für's ganze Leben.“

„Meine Einwilligung gebe ich,“ sagte Frau Margarethe.

„Goldväterchen, wirst Du Nein sagen?“ fragte das freudeglühende Mädchen, des Vaters Hand ergreifend.

Der Vater war recht im Gedränge. Die Freude

der Versöhnung hatte sein Herz mild gemacht, dem Franz war er Dank schuldig, weil er ihn aus den Fäusten der Schlagezu herausgerissen hatte, und doch gedachte er wieder seines Versprechens an Schlender. „Wenn ich dem nur nicht mein Wort gegeben hätte!“ sagte er.

„Da laßt Euch kein graues Haar darum wachsen,“ tröstete der Herr Amtmann, „leset einmal das ...“ Dabei schob er ihm ein als großer Brief gefaltetes und gebrochenes Schreiben in die Hand. „Hab's eben auf der Post bekommen, wie der neue Herr Förster sein Anstellungsdecret erhielt.“ Und sich zum Ohre des Amtsschreibers niederbeugend, flüsterte er: „Einem als absichtlicher Betrüger vom Gericht verfolgten Menschen werdet Ihr doch Eure Tochter nicht geben wollen, Gevatter? Morgen lasse ich den Herrn Schlender in Sicherheit bringen; Ihr versteht schon, was das heißen soll.“

„Ich gebe da meine Einwilligung auch,“ stimmte jetzt plötzlich der Amtsschreiber bei.

Jetzt brach ein wahrhafter Orkan von Lust- und Liebesjubel los. Franz schien schier toll geworden zu sein vor Entzücken; dem Amtsschreiber und der Amtsschreiberin küßte er in seinem Glücksrausche die Hände, den alten Herrn drückte er an's Herz, daß der lachend schrie: „Laß Er los! Laß Er los! Er bricht mir ja vor lauter Vergnügen die Rippen im Leibe entzwei!“ und selbst die Marthe erhielt bei der Gelegenheit ein paar herzliche

Schmätze, daß die alte Person ganz wirr und schämig wurde und weiter Nichts zu sagen wußte, als: „Du meine Güte! Er sieht mich für unsere Mamsell an.“

„Das ist der beste Schuß, so lange ich Jäger bin! Jetzt giebt's keinen glücklichern Waldmenschen, als mich!“ jubelte Franz, und Ida umschlingend walzte er singend mit ihr in der Stube umher.

„Seht Ihr, Gevatter! Das ist eine Herzensfreude, wie sie dem lieben Herrgott wohlgefällt,“ sagte der Herr Amtmann. „Bei dem da kommt Jubel und Lust aus frischer Natur. Von schönen flunkerigen Redensarten weiß diese ehrliche Waldseele keine Sylbe, deßwegen wird Eure Ida aber auch eine glückliche Frau werden. Und nun die Krebse, Frau Gevatter! Jetzt sollen die rothen Kerle trefflich schmecken.“

Und wie sie nun um den Tisch saßen, hinsichtlich der Krebse dem Paulinischen Ausspruche folgend: „Prüfet Alles und das Beste behaltet,“ sagte der Amtsschreiber, der trotz den vielen erhaltenen Püffen wieder recht heiter geworden war, lachend zu Franz und Ida, indem er dabei auf seine Frau blickte: „Eins müßt Ihr mir versprechen, Kinder.“

„Was denn?“

„Werdet mir um's Himmelswillen in Eurer Ehe nicht abyssinisch.“

„Abyssinisch?! Was ist das?“ fragten Beide erstaunt.

„Werd's Euch sagen,“ sprach der Herr Gevatter Amtmann. „Abyssinisch ist ein nagelneues Wort, das die Sprachgelehrten ausgedacht haben für Alles, was wie ein dummer Streich aussieht. Und weil dumme Streiche gerade im Ehestande am gefährlichsten sind und alles Glück rückgängig machen, Rückgang und Krebs aber einerlei Natur haben, so könnt Ihr gar nichts Gescheidteres thun, als Ihr macht's wie jetzt und vertilgt in Compagnie das Symbol alles Abyssinischen, eine tüchtige Portion Krebse.“

Ende des sechsten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Lubojatzky, Fr.

Neue Erzählungen von Fr. Lubojatzky

Bd.: 6

Wurzen 1856